

Abhandlungen
der Bayerischen Akademie der Wissenschaften
Mathematisch-naturwissenschaftliche Abteilung
Neue Folge. Heft 37
1936

Die Verapaz im 16. und 17. Jahrhundert

Ein Beitrag zur historischen Geographie und Ethnographie
des nordöstlichen Guatemala

von

Karl Sapper

Mit 2 Karten

Vorgelegt von E. v. Drygalski in der Sitzung vom 4. April 1936

München 1936
Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften
in Kommission bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung

Copyright 1936 by C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
«Oscar Beck» München
Druck der C. H. Beck'schen Buchdruckerei in Nördlingen

DER SOCIEDAD DE GEOGRAFIA É HISTORIA
DE GUATEMALA

und ihrem tatkräftigen Präsidenten

LIC. DON J. ANTONIO VILLACORTA C.

in Dankbarkeit und Treue
gewidmet

INHALTSÜBERSICHT

Einleitung	7
1. Die Natur des Landes	9
2. Reiseverhältnisse	11
3. Der Entwurf der Karte	16
4. Die Völker der Verapaz um die Mitte des 16. Jahrhunderts und ihre Eigenart	20
5. Die wichtigsten Geschehnisse und ihr Schauplatz im 16. und 17. Jahrhundert	26
Schlußwort	43

EINLEITUNG

Im Anfang der dreißiger Jahre des 16. Jahrhunderts war der größte Teil des Gebiets der gegenwärtigen Republik Guatemala schon fest in der Hand der Spanier, und es fehlte nur noch der äußerste Norden (das Tiefland des Petén) und die südlich daran anschließende gebirgige Landschaft zwischen der Sierra de Chinajá und dem Motaguatale. Als die Spanier sich daran machten, auch dieses Land zu erobern, mußten sie nach mehrmaligen Versuchen unverrichteter Sache wieder zurückgehen, weshalb sie dies Land „Tezulutan“, d. h. „Land des Krieges“ nannten.

Wir wissen nichts über den Verlauf der Kriegszüge, aber sie müssen sehr ungünstig für die Spanier ausgefallen sein, was man daran erkennen kann, daß kein weiterer Versuch der Eroberung mehr gemacht wurde.

Um jene Zeit hatte gerade der bekannte Vorkämpfer der Indianer, Fray Bartolomé de Las Casas, der schon 1517 in einer mit Juan de Quevedo vor dem Kaiser Karl V. abgehaltenen Disputation seinen Plan einer friedlichen Bekehrung der Indianer zum christlichen Glauben entwickelt und erfolgreich verteidigt hatte,¹ ein leider verloren gegangenes Buch über diesen Gegenstand („De unico vocationis modo“) veröffentlicht, das unter den Konquistadoren heftigen Widerspruch erfuhr, da dieselben sich der Früchte ihrer kriegesischen Taten z. T. beraubt sahen, wenn die darin entwickelten Ideen durchgeführt würden.

Als nun Las Casas 1535 nach der Stadt Guatemala gekommen war, machten sie ihm spöttisch den Vorschlag, seine Gedanken im „Lande des Krieges“ zur Ausführung zu bringen. Kurz entschlossen kam der mutige Kämpfer bei seiner kirchlichen und weltlichen Obrigkeit um die Erlaubnis zu einem solchen Versuche ein und erlangte nicht nur diese, sondern auch die Vergünstigung, daß die dortigen Indianer nicht an Spanier verteilt werden dürften („Encomiendas“) und daß kein Spanier (mit Ausnahme der Geistlichen und des Gouverneurs selbst) das Land in den kommenden fünf Jahren betreten dürfte.

Mit zwei Ordensbrüdern machte sich der schon 62jährige Mann ans Werk: es wurde ein Lehrgedicht über die Erschaffung der Welt und das Leben und Leiden Christi verfaßt und in Musik gesetzt. Das Gedicht wurde in die Quichésprache übertragen und 4 indianischen Kaufleuten gelehrt, die gewohnheitsmäßig Handel mit den Bewohnern von Tezulutan trieben. Sie unternahmen nun wieder eine Reise dorthin und brachten in Rabinal nach Feierabend ihr Lehrgedicht mit Instrumentalbegleitung zu Gehör. Das erweckte großes Interesse und lenkte auch die Aufmerksamkeit des Fürsten auf sich, der nun die Dominikaner einladen ließ, nach Rabinal zu kommen und ihre Lehre selbst vorzutragen. Sie kamen und nach kurzer Frist ließ er sich von ihnen taufen, und mit ihm ein Teil seines Volkes. Er ließ den Padres auch sein Ohr, als diese vorschlugen, es möchten die zerstreut wohnenden Indianer der Umgebung gesammelt und in größeren Dörfern und Städten angesiedelt werden („Reducciones“) – eine Maßnahme, die den Zweck verfolgte und auch erreichte, die Bekehrung und die weltliche Verwaltung des Volkes wesentlich zu erleichtern. Mit

¹ José Milla, Historia de la America Central. Guatemala 1879, I S. 270.

dieser Umsiedlung waren freilich die Indianer wenig einverstanden und es bedurfte eines starken Druckes von seiten des Fürsten, um die Maßregel durchzuführen.

Wie im Quichégebiet von Rabinal die kluge Politik des Las Casas,¹ zunächst die Unterstützung des Fürsten zu gewinnen, den Weg zu den breiten Massen des Volkes öffnete, so war es auch im Gebiet der Poconchí und Kekchí in den regenreichen nördlichen Teilen Tezulutans, vermutlich auch in den Pipilgebieten östlich von Rabinal. Aber wenn es auch gelang, die Bekehrung so rasch voranzutreiben, daß schon 1547 die kastilische Krone den Namen Tezulutan in „Vera Paz“ („Wahrer Friede“) umwandeln konnte –, so versagte doch das Rezept bei Völkern, wo keine größeren festgefügtten Staaten vorhanden waren und wo die Kaziken kein hohes Maß von Autorität besaßen, wie das offenbar bei den Choles, den Acaláes und den Lacandonen im Osten und Norden des Gebietes der Fall war. Es waren aber auch Stämme, die zudem ein wesentlich energischeres Temperament besaßen als die Kekchí und Pokonchí, deren Gemütsart so sanft und gesittet war, daß Philipp II. sogar in einer Cédula vom 6. August 1555 die alten Gesetze dieser Völker einfach bestätigte – eine Handlungsweise, die sicherlich sehr viel zur Erhaltung der alten Sitten bei diesen Leuten beigetragen hat. Von größter Bedeutung war aber weiterhin, daß Karl V. 1540 das Verbot erneuerte, daß Spanier (außer den Mönchen und dem Gouverneur) die Verapaz betreten dürften – eine Maßregel, die offenbar immer wieder stillschweigend verlängert wurde und bis zum Ende der spanischen Herrschaft 1821 bestand. Sie hatte zur Folge, daß die Indianer ihr Volkstum rein erhielten und daß sie von unzähligen Eingriffen weißer Händler und Siedler frei blieben.

So war durch die Initiative eines einzigen mutigen und weitsichtigen Mannes und weniger getreuer Mithelfer ein ansehnliches Gebiet ohne Schwertstreich der spanischen Krone und dem Christentum gewonnen worden – ein Ruhmesblatt der spanischen Kolonialgeschichte! Und die Gedanken, die Bartolomé de Las Casas über die Gewinnung der Indianer für das Christentum hegte, wirkten noch lange segensreich nach, während allerdings sein Mißgriff in der psychologischen Einschätzung der Indianer leider größtenteils dazu beitrug, daß die Choles der Verapaz allmählich ausstarben. So weitsichtig auch Las Casas gewesen war, so betrachtete er eben doch die Dinge immer mit seiner europäischen Brille und vernachlässigte die ihm nicht genügend bekannte seelische Einstellung der Indianer mit ihrer außerordentlichen Heimatliebe, die das System der Reduktionen (der Zusammensiedelungen) einfach nicht ertrugen und damit so viele gut gemeinte Maßnahmen der Dominikaner nicht nur illusorisch machten, sondern sogar zu schweren Schäden für das Volkstum gestalteten.

Es ist Sache der Geschichtsschreiber, diesen Dingen und den sonstigen Geschehnissen jener interessanten Zeit in unserem Gebiete nachzugehen und sie in ihrer ursächlichen Verflechtung darzustellen. Ich als Geograph sehe meine Aufgabe lediglich darin, den Schauplatz der Geschehnisse dem Verständnis des europäischen Lesers näher zu bringen und insbesondere Karten zu entwerfen, die es dem Leser der alten Geschichtsschreiber Mittel-

¹ Näheres über das Werk des Las Casas in der Friederici-Festschrift: Bässler Archiv 1936. 3. Heft. Näheres über das Leben des Mannes: J. Fuente, *Los Heraldos de la Civilizacion Centro-americana*, Vergara 1929. S. 52 ff. u. O. Stoll, in den Mitteilungen der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft Zürich 1908.

amerikas¹ gestatten, die Lage der dort genannten Örtlichkeiten, Flüsse und Völkerschaften zu erkennen – was an der Hand moderner Karten nur in seltenen Fällen möglich ist. Ich kann dabei nicht unterlassen, auf das große Verdienst der „Gesellschaft für Geographie und Geschichte“ von Guatemala hinzuweisen, daß sie diese größtenteils sehr selten gewordenen Schriften durch billige Neuauflagen einem größeren Leserkreis zugänglich gemacht hat. Auf die Geschichte selbst nehme ich nur insoweit Rücksicht, als es zur Beleuchtung der stattgehabten Missionsreisen der Dominikaner notwendig erscheint. Freilich ist mir diese Aufgabe auch nur zum Teile gelungen, da häufige Umtaufungen und Verlegungen von Dörfern die Sache sehr erschweren und andererseits auch gar manchmal die Lage eines Dorfes nur ungefähr richtig eingetragen werden konnte oder auch gar nicht.

Auf den berühmten Marsch des Cortés durch die Urwälder des Petén nach Honduras (1525) soll hier nicht näher eingegangen werden, weil derselbe zwar außerordentlich interessante Streiflichter auf die Handelswege, Handelsbeziehungen und Handelsniederlassungen der Kaufleute von Tabasco bis Nito an der Bucht von Amatique und die Verhältnisse im Polochictal² wirft, aber eben doch nur eine Episode war, die keine Nachwirkungen für die Zukunft gehabt hat – ganz im Gegensatz zu dem segensreichen Wirken des Bartolomé de Las Casas!

1. DIE NATUR DES LANDES

Die Verapaz hatte niemals scharfe Grenzen gehabt, soweit nicht große Flüsse (Motagua und Chixoy) oder das Meer einen festen Abschluß boten. Das Nordende wird durch den Nordfuß der Sierras de Chinajá und San Luis sowie die Südabdachung der Haupterhebung des Mayagebirges angedeutet, die südwestliche Grenze durch das Westende der Sierra de Chuacús. In diesem Rahmen umfaßt die Landschaft einen Flächeninhalt von 25 bis 30 000 qkm.

Dieses Gebiet zeigt im Süden und im Norden ein ganz verschiedenes Gesicht: Im Süden herrscht im Windschatten der Sierras de las Minas und de Santa Rita ein trockenes Klima mit nur etwa 500–800 mm Regenfall im Jahr, der sich auf sechs bis sieben Monate verteilt und in den Niederungen meist nur Grasfluren und Strauchsteppen, an den Berghängen vorwiegend Eichen- und Kiefernwälder gedeihen läßt. Im Norden ist das Klima sehr feucht, so daß im 16. und 17. Jahrhundert noch der größte Teil der Fläche mit dichten Urwäldern bestanden war, wenn man von der größtenteils steppenhaften Trockeninsel von Cahabon und Lanquin absieht. Eine eigentliche Trockenzeit fehlt in den Waldgebieten fast ganz: nur der April weist eine niedrige Zahl von Regentagen auf (meist etwa 6). Der Regenfall beträgt zwischen dem Xucanebgebirge (2550 m) und dem Pocolhágebirge

¹ Die für uns wichtigsten sind: A. de Remesal, *Historia general de las Indias occidentales y particular de la Governacion de Chiapa y Guatemala*. 2. ed. Guatemala 1932, F. Ximenez, *Historia de la Provincia de San Vicente de Chiapa y Guatemala* 3 Bde. Guatemala 1930/31. J. de Villagutierre Sotomayor, *Historia de la Conquista del Itza*, Guatemala 1934 (hier zitiert nach der Originalausgabe Madrid 1701) u. F. A. de Fuentes y Guzman, *Recordacion Florida* 3 Bde., Guatemala 1932/33.

² K. Sapper, *Das nördliche Mittelamerika*, Braunschweig 1897, S. 31 ff.

³ Das x ist bei indianischen Wörtern wie das deutsche „sch“ auszusprechen, bei spanischen Wörtern wie unser „ch“.

München Ak. Abh. 1936 (Sapper) 2

(1900 m) meist 2–3 m im Jahr, nördlich des letztgenannten Gebirgszugs aber 4–6. Geologisch besteht die Sierra de las Minas vorwiegend aus kristallinen Schiefern, der Rest der Landschaft aus Kalksteinen und Dolomiten oder Tonen und lockeren Sandsteinen.

Da das Gebiet zwischen 15 und $16\frac{1}{4}$ Grad nördlicher Breite liegt, ist die Wärmeschwankung im Laufe des Jahres sehr gering. Im Tiefland beträgt das Jahresmittel zumeist etwa $26\text{--}27^{\circ}\text{C}$; die höchsten und tiefsten Temperaturen sind durchschnittlich 33 und 15°C . In größerer Höhe sind die Wärmeverhältnisse natürlich für den Europäer schon günstiger, wie denn Coban (1320 m) ein Jahresmittel von $13,3^{\circ}\text{C}$ zeigt bei mittleren Extremen von 11 und 26°C . Vergleichen wir damit die Angaben für unsere wärmste heimatliche Gegend, die Mittelrhenebene, so finden wir bei einem mittleren Regenfall von 500–600 mm im Jahre ein Jahresmittel von noch nicht $+10^{\circ}\text{C}$. Das niedrigste Monatsmittel zeigt der Januar mit rund 0°C (gegen 16° in Coban!), das höchste der Juli mit 19 bis 20, also fast gleich Coban (20°). Dabei kommen in Frankfurt am Main gelegentlich Höchsttemperaturen von 33° vor, wie sie auch in Mittelamerika nur selten wesentlich überschritten werden. Wenn der Europäer aber daraus, daß er solche Temperaturen in Deutschland gut ertragen konnte, schließen wollte, daß er auch imstande wäre, das Tropenklima zu ertragen, so wäre er freilich sehr im Irrtum, da so hohe Wärmegrade in Frankfurt im Höchstfall ein paar Male im Jahr vorkommen, im tropischen Tiefland aber immer wieder dann und wann längere Zeit tagtäglich, ohne daß im ganzen Jahre im Tiefland je eine stärkere Abkühlung dem Körper neue Kräfte verliehen hätte. Vor allem aber fehlt ja in den Tropen der Winter mit seinen tiefen Temperaturen, die ein Quell neuer Energie für den Bewohner der gemäßigten Gürtel sind! Dazu kommt noch, daß die Luftfeuchtigkeit in den feuchten Tropen meist sehr hoch ist und darum besonders schwer erträglich wirkt. Das Äußerste von ständig hoher Luftfeuchtigkeit aber bietet das Innere der Urwälder, weshalb auch ihre Durchwanderung trotz der an sich mäßig hohen Temperaturen dem Wanderer, namentlich aber dem europäischen, ganz besondere Anstrengungen kostet. Wer einige Stunden im Warmhaus eines Gärtners bei uns körperlich arbeitet, der kann sich davon überzeugen, wie anstrengend Urwaldwanderungen sind, da Wärme und Luftfeuchtigkeit in solchen Warmhäusern ungefähr den Bedingungen in einem Urwald des Tieflandes entsprechen. Aber auch für den Eingeborenen trockener Tropengebiete ist dasselbe der Fall. Soweit ein Indianer aber von Jugend auf das Urwaldklima gewohnt ist, empfindet er die klimatischen Verhältnisse der offenen Landschaften sehr peinlich, und P. Dobritzhofer hat darauf hingewiesen, daß ein Übersiedeln von Urwaldbewohnern in trockene Steppengebiete zuweilen ihren baldigen Tod im Gefolge hat!

Auch im Hochland ist das Innere der Urwälder noch von starker Luftfeuchtigkeit erfüllt. Aber dort wirkt sie nicht mehr so ermüdend auf den Europäer wie im Tiefland, weil die Lufttemperaturen schon wesentlich niedriger sind. Allein dem Tieflandindianer erscheinen diese Temperaturen, gerade wegen ihrer hohen Luftfeuchtigkeit, frostig und darum schwer zu ertragen, wie denn überhaupt der Tropenbewohner feuchter Gegenden sehr empfindlich für starke Höhenunterschiede ist, was teils auf die Wärmeunterschiede, größtenteils aber auch auf die Verschiedenheit der Krankheitserreger im tropischen Tiefland und Hochland zurückzuführen ist, zuweilen auch wohl auf die verschiedene Ernährung. Und wenn der Eingeborene in seinem gewohnten Milieu vielfach schon eine gewisse Immunität gegen die Krankheitserreger dieser Gegenden erworben hatte, so ist er dagegen den An-

griffen der Mikroben in ungewohnter Umgebung sehr stark ausgesetzt. So kommt es, daß Übersiedelungen und selbst schon Reisen ins Tiefland vom Hochland aus oder ins Hochland vom Tiefland aus sehr häufig zu schweren Erkrankungen, zuweilen selbst zum Tode führen, also für die an nur sehr geringe Wärmeschwankungen gewohnten Tropenbewohner sehr gefährlich sind. Das haben schon im 16. Jahrhundert spanische Beobachter festgestellt, weshalb auch eine königliche Verordnung von 1541 bereits verbot, daß Indianer des Tieflands ins Hochland gebracht würden und umgekehrt. Leider ist dieses Verbot, wie so manches andere, bald wieder in Vergessenheit geraten, was neben anderem als ein Hauptgrund für den raschen Volksrückgang in den spanischen Kolonien der amerikanischen Tropen anzusehen ist!

Besonders empfindlich gegen Reisen und gar Umsiedelungen in andere Höhenlagen sind die Eingeborenen der Urwaldgebiete, weil dort auch die täglichen Wärmeschwankungen sehr klein sind, während Bewohner offener Landschaften bereits alltäglich größere Temperaturunterschiede zu erfahren haben und darum auch etwas leichter sich an anderes Klima gewöhnen.

In den offenen Landschaften der Verapaz tritt in Höhen von mehr als 1800 m alljährlich mehrfach Frost auf: es ist die „Tierra fria“, das „Kalte Land“ der Lateinamerikaner, während man die mäßig warmen Höhenstufen von 600 bis 1800 m als „Tierra templada“, die noch tieferen als „Tierra caliente“, als „heißes Land“ seit alters bezeichnet.

Im kalten Lande ist es bereits kühl genug, daß unsere Getreide- und Obstarten gedeihen können. Aber Getreidebau wird zur Zeit in der Verapaz – mangels geeigneter Flächen – nirgends ausgeübt und als im 16. Jahrhundert bei San Cristobal und Tactic (1600 m) der Versuch gemacht wurde, mißlang er in der Hauptsache doch so sehr, daß der Weizenbau bald wieder aufgegeben wurde, während etliche Obstarten auch heute noch bis in die Höhe von Coban (1300 m) hinabsteigen. Von den einheimischen Nutzpflanzen überschreiten nur wenige die Kaltlandgrenze erheblich: Mais und Bohnen können aber in Guatemala bis über 3100 m hinaufsteigen; in der Verapaz ist das jedoch nicht der Fall, weil im Kaltland daselbst in solcher Höhenlage bereits die Hänge allzu steil und zugleich z. T. allzu regenreich sind. Die Hochlagen der Verapaz spielten im 16. und 17. Jahrhundert auch keine Rolle, da sie unbewohnt waren und auch nirgends von wichtigen Verkehrslinien geschnitten wurden. Alle wirklich wichtigen Heeres- oder Missionszüge haben sich im gemäßigten und vor allem im heißen Lande abgespielt, weshalb noch kurz auf die dortigen Verkehrsverhältnisse eingegangen werden möge.

2. REISEVERHÄLTNISSE

Wer sich von den Heeres- und Missionsreisen in der Verapaz eine gute Vorstellung machen will, der muß vor allem über die obwaltenden natürlichen Bedingungen jener Gebiete im klaren sein.

Die mittelamerikanischen Indianer besaßen keine Reit-, Last- oder Zugtiere und waren daher für Landreisen auf menschliche Kraft und Trageinrichtungen angewiesen. Andererseits war aber damit die Möglichkeit gegeben, so steile Wege zu überwinden, wie sie vom Reiter und Fahrer nicht bewältigt werden können. Auch genügten schmale Fußpfade.

Flüsse wurden durchwatet oder mittels lianengeflochtenen Hängebrücken oder auch einfach mittels Baumstämmen, die von Ufer zu Ufer reichten, auch wohl zusammengesetzten Holzbrücken, überschritten, während bei breiten Flüssen von ansehnlicher Tiefe immer oder nur in der Regenzeit Einbäume zum Übergang benützt wurden und werden, wie sie auch für Flußreisen Verwendung fanden.

In der offenen Landschaft bestanden für die Anlage von Fußpfaden keine Schwierigkeiten. Vermutlich gingen auch die Wege größtenteils auf Linien, die noch heutzutage eingehalten werden. Man darf das daraus schließen, daß einzelne Fernwege – abgesehen von kleineren Abweichungen – noch heute denselben Verlauf nehmen, wie wir es aus dem 16. oder 17. Jahrhundert wissen.

Die Hochlagen der Verapaz, die auch heutzutage noch wenig besiedelt sind (wie denn das Gebiet des Tzalamilágebirges erst 1864 nach Niederschlagung eines Aufstandes der Sanpedraner von solchen besiedelt worden ist) oder selbst ganz unbewohnt blieben, wie das von Hügelzügen überzogene Hochplateau der Sierra de las Minas, waren wohl ganz menschenleer, mögen aber längs der Wege ebenso in gewissen Abständen Unterkunftshütten besessen haben, wie das im Tiefland noch der Fall ist. In den mittleren und tieferen Lagen der sommertrockenen Landstriche findet der Wanderer (abgesehen von hochwüchsigen Gras-, Farnkraut- oder Buschbildungen) kaum je nennenswerte Schwierigkeiten seitens der Pflanzenwelt, da deren Wachstumsgeschwindigkeit, vor allem in der langen Trockenzeit, nur gering ist, weil dann der Boden austrocknet. Der Weg ist in solcher Zeit immer hart und darum leicht gangbar. Anders liegen die Dinge in der Regenzeit, in der toniger Boden auch in der offenen Landschaft oft tief hinab aufweicht und schlüpfrig wird, was die Marschleistungen sehr beeinträchtigt. Es werden ja auch heutzutage noch Reisen möglichst auf die Trockenzeit verlegt, weil in der Regenzeit sonst leichtüberschreitbare Flüsse manchmal tagelang nicht durchwatet werden können.

Wenn in der offenen Landschaft die Folgen gründlicher Durchfeuchtung der Wege sich nur in der Regenzeit reibungslosem Ablauf des Verkehrs in den Weg stellen, so geschieht das mit Ausnahme weniger Wochen im geschlossenen Urwald das ganze Jahr über.

In den dauerfeuchten Landschaften mit ihren Urwäldern sind auch sonst die Schwierigkeiten weit größer als in den offenen Gebieten, denn hier werden die Pfade manchmal geradezu unergründlich, so daß auch in der Gegenwart noch gar manchesmal das Maultier sinnend vor einem tiefen Schmutzloch hält und abwechselnd bald mit dem einen, bald mit dem andern Ohr wackelt, ehe es den Entschluß faßt, an einer bestimmten Stelle in den Schlamm hineinzuplumpsen, während der Fußgänger versucht, am äußersten Rand des Weges sich an den Haupthindernissen vorbeizudrücken. Ist der Schlamm dünnflüssig, so geht es noch einigermaßen an. Aber wenn der Schmutz zäh ist, so kann es vorkommen, daß der europäische Fußwanderer mit beiden Händen die langen Stiefel wieder aus dem Kot hervorziehen muß, wie es mir ein paar Male nördlich von Cahabon in der Nähe von Chimehá vorgekommen ist. Einem Indianer passiert so etwas freilich nicht, denn wenn er auch bei trockenen oder steinigen Wegen gerne Leder- (früher Agavefaser-) Sandalen trägt, so muß er sie auf feuchten Wegen stets ablegen, weil sie rasch erweichen und dann nicht mehr zu gebrauchen sind. Er geht also barfuß durch den Schlamm, wobei er freilich Gefahr läuft, sich die Füße durch spitze Steine oder durch Dornen zu verwunden. Auf flachem Gelände überschwemmen Flüsse und Bäche oft kilometerweit die Wege, so daß

man mühsam, manchmal bis zur Brust im Wasser, hindurchwaten muß; im Karstgebiet anstehender Kalke und Dolomite, wo sogar in der Regenzeit alles Regenwasser in den Klüften des Gesteins verschwindet, wie schon Hernan Cortés 1525 auf seinem berühmten Marsche nach Higuera (Honduras) festgestellt und beschrieben hat, kann es sogar vorkommen, daß dann aus Hungerbrunnen solche Wassermassen hervorquellen, daß Überflutungen auf 1 bis 2 km hin sich einstellen, wie mir solches von dem Hungerbrunnen in der Höhle von Chilam (nahe Chimehá) berichtet wurde, als ich mit meinen Indianern während der Trockenzeit das Wasser aus 4 m Tiefe heraufholen mußte!

Aber der Boden und ein Übermaß von Wasser sind bei weitem noch nicht die einzigen Hemmnisse auf dem Weg, vielmehr tritt die Vegetation dazu, deren das ganze Jahr über wirksame Lebenskraft sich an selten begangenen Wegen manchmal dahin äußert, daß sie die Pfade oft bis zur Unkenntlichkeit überwächst, so daß selbst erfahrene Indianer Mühe haben, den Weg zu finden und soweit neu aufzuschlagen, daß er wieder gangbar wird. In solchen Fällen ist das Vorwärtskommen oft sehr erschwert und immer erheblich verlangsamt. Und wenn etwa einmal der Weg ganz verloren ging, so versäumt man mit Suchen in den verschiedensten Richtungen manchmal Stunden! Immerhin sind wegerfahrene Indianer außerordentlich geschickt, auch nach den geringsten Anzeichen den Pfad wieder zu entdecken, so daß der Fall des Verlierens mir bei meinen Wanderungen in den Urwäldern Mittelamerikas während einer 12jährigen Praxis nur selten vorgekommen ist.

Weglose Wanderungen vollführt im allgemeinen kein Heerführer, höchstens einmal ein Reisender, der besondere Forschungszwecke verfolgt. Solche Wanderungen gehen auf niederwüchsigen Savannen oft fast ebenso rasch vor sich, wie wenn ein Pfad vorhanden wäre. Aber schon bei hochwüchsigen Grasfluren, bei Dornbuschformationen und dergleichen, geht es sehr langsam voran, da eine Schneuße aufgeschlagen werden muß, und vollends im unterholzreichen Urwalde kann man selbst bei Mithilfe sehr erfahrener Eingeborenen (nach meinen Erfahrungen im Mayagebirge, im jetzigen Britisch-Honduras) im Tag nur etwa 5 km, bei besonders schwierigen Verhältnissen sogar nur 3 km zurücklegen!

Aber auch auf oft begangenen Pfaden entstehen nicht selten langdauernde Aufenthalte, wenn Windbrüche oder Erdrutsche an steilen Bergwänden den Pfad unterbrochen haben und dann ein neuer Umgehungsweg um das Hindernis herumgeschlagen werden muß, gut genug, um auch dem schwerbepackten Eingeborenen oder dem Reittier des Europäers gangbar zu sein. Selbst alte Windbrüche verlangsamen nicht selten den Marsch sehr, da im Urwald ein stürzender Baumriese stets eine Unmenge von Lianen, Kletterpflanzen, kleineren Bäumen und Büschen mitumreißt, weshalb man dann in großem Bogen um das Hindernis herumgehen muß, was natürlich einen erheblichen Aufenthalt verursacht; und wenn etwa ein neuer Windbruch den Umgehungsweg wieder unterbrochen hat, so wird aufs neue ein solcher um dieses Hindernis herum eröffnet, so daß der Europäer geradezu die Orientierung verlieren kann.

Lasten aller Art trägt der Indianer der Verapaz mittels eines Stirnbandes in einem Tragnetz (*champá*) oder einem Holzgestell (*cacaxte*, *corolté*) auf dem Rücken, und zwar trägt er meist über einen Zentner Gewicht, was natürlich im Lauf der Zeit sehr ermüdet. Nach etwa 2 km Entfernung wird bei ebenem Gelände eine Rast eingelegt („*hil*“) und nach solchen Rastplatzstrecken bemißt der Indianer seine Wegleistung. Da bei steilen oder sonst

schwierigen Pfaden natürlich schon viel früher Ermüdung eintritt, ist gar manchesmal ein Hil im Gebirge nicht länger als 1 km: der Indianer mißt den Weg nach der Kraftanstrengung und nicht nach der Entfernung, während der Europäer ursprünglich nach der Marschdauer die Entfernungen angab und erst später dafür die wirklichen Distanzen einsetzte. Als nun die Spanier ihr Wegmaß der Legua (5000 Varas oder 4,175 km) in ihren amerikanischen Kolonien einführten, wurde es offenbar bald Gebrauch, daß man unter Legua eben die Wegstunde verstand – worauf zuerst F. Termer aufmerksam gemacht hat¹ – und demnach muß auch die Wegstunde je nach den Schwierigkeiten des Wegs kürzer oder länger angenommen werden, wie ich denn nicht selten in Waldgebieten die Legua auf nur 3 oder 2 km Entfernung nach meinen eigenen Beobachtungen annehmen mußte. Dazu kommt, daß natürlich oft Umwege wegen bestimmter Geländeschwierigkeiten gemacht werden müssen.

Wenn der Fußwanderer schon durch die Beschaffenheit des Weges, ferner durch Dornen, Schneidegräser und gelegentlich auch wohl ätzende Flüssigkeiten von Pflanzen bedroht wird, so bietet auch die Tierwelt im freien Felde wie im Walde oft außerordentlich unangenehme Erschwerungen der Reise. In den Trockengebieten, die Grasfluren oder Strauchsteppen tragen, sind Zecken stellenweise ungeheuer verbreitet, so daß der Wanderer ständig davon geplagt wird und unter Umständen Hunderte von Zecken in seiner Haut beherbergt, die man nur durch mechanische Entfernung wieder los wird. Dazu bietet gewöhnlich ein Bad die beste Gelegenheit, wobei am Rücken der begleitende Indianer die Tiere entfernen muß, was freilich meist eine kleine, noch länger schmerzende Wunde hinterläßt, besonders wenn man bei großen Zecken nicht zugleich den Kopf entfernen kann und dieser dann binnen 4 bis 6 Wochen allmählich herauseitert.

Im Urwald ist die Zeckenplage im allgemeinen wesentlich geringer. Dafür sind aber Moskiten dort oft in gewaltigen Schwärmen vorhanden, die Tag und Nacht den Reisenden quälen, sofern er sich nicht durch ein Moskitonetz („pavillon“), ähnlich dem im Mittelmeergebiet üblichen, davor schützt. Allein es darf nicht ein Stoff mit weiten Maschen genommen werden, wie es in Italien geschieht, sondern ein dichter Stoff, da sonst noch kleinere Stechmücken in Masse ins Innere eindringen. Wegen der Gefahr der Malariaübertragung sind die Moskiten („sancudos“) nicht nur unangenehm, sondern auch gefährlich und innerhalb des Pavillons herrscht oft eine Gluthitze, die keinen richtigen Schlaf aufkommen läßt.

Noch schlimmer als die Moskiten sind die Comoyotes (Madenfliegen), die an der atlantischen Abdachung Guatemalas – glücklicherweise nicht sehr häufig – vorkommen. Die betreffende Östride legt dem Menschen ein Ei unter die Haut, worauf die Larve ins tiefere Gewebe sich einbohrt und dort zu einer bis 1½ cm langen Made mit dickem Kopf und einem doppelten Hakenkranz unter bedeutenden Schmerzen des Wirtes entwickelt. Glücklicherweise vermögen die Indianer mit Copalharz oder Tabaksaft die Maden zu töten und dann herauszudrücken. Kann man sie aber nicht entfernen, so kann es schwere Komplikationen geben, die unter Umständen zum Tode führen.²

¹ Die Entwicklung der länder- und völkerekundlichen Kenntnisse über Mittelamerika im 16. Jahrhundert. Diss. (maschinenschriftlich). Würzburg 1920. S. 107.

² G. Sticker, Ein Fall von Hautmaulwurf. Verh. der Phys.-Med. Ges. zu Würzburg, NF. Bd. LIII, S. 40–54.

Eine Gefahr für den Reisenden können auch Wildschweinrudel werden. Aber viel häufiger sind Schlangen, besonders in den Urwäldern, und aus der Tatsache, daß die Missionare nur einmal von einem Todesfall durch Schlangenbiß berichten (P. Esguerra, Ximenez II. 212), glaube ich schließen zu dürfen, daß sie ebenso, wie ich selbst, auf ihren Reisen einen Indianer vorausgehen ließen, da ein solcher mit seinem geübten scharfen Auge die Tiere leicht erkennt, während der Europäer sie wegen ihrer Schutzfärbung meist nicht unterscheiden kann, wenn sie regungslos am Wege liegen. Daß aber selbst den geübten Indianer das ständige sorgfältige Ausschauhalten anstrengt, kann man daraus erkennen, daß etwa alle zwei Stunden ein anderer Indianer sich an die Spitze des Zuges zu stellen pflegt. Wie viel mehr würde es über die Kraft eines Europäers gehen, so intensiv ständig den Weg zu mustern!

Von andern kleinen Gefahren, wie Skorpionen, giftigen Spinnen, Tausendfüßlern u. dgl. möchte ich gar nicht reden.

Besonders schwierig werden die Wege, besonders langdauernd die Reisen, wenn die Pfade steil auf- und abwärts führen, da dann der barfüßige Indianer mit seinen gespreizten Zehen kaum noch genügend Halt findet, sondern oft nach abwärts rutscht – ein Vorkommnis, das auch dem beschuhten Europäer häufig genug vorkommt, besonders wenn die Schuhe nicht wie alpine Bergschuhe genagelt sind. Der Neuling sucht dann häufig einen Halt an nahe stehenden Bäumen oder Büschen, wobei er nicht selten in Dorne greift und sich verletzt, wenn ein Moospolster sie, wie so oft in Nebelwäldern, ganz verhüllt.

Und wie oft muß der Wanderer unter gestürzten Bäumen hinwegkriechen oder über sie hinüberklettern, wie oft auf schlüpfrigem Baumstamm hoch über einem Fluß ans andere Ufer balancieren oder über Bäche mit Benützung vereinzelter oft weit entfernt liegender bemooster Steine hinüberturnen!

Wer nicht selbst schon in solchen Urwäldern in der Regenzeit gewandert ist, hat keinen Begriff von den Mühseligkeiten und Anstrengungen, unter denen man in der feuchtigkeitsgeschwängerten, schwülen Urwaldluft seinen Weg verfolgen muß, versteht nicht die Leiden der Soldaten und Missionare richtig einzuschätzen, die sie unter noch primitiveren Verhältnissen, als sie in der Gegenwart sind, zu ertragen hatten!

Wo die Pfade verhältnismäßig gangbar waren oder von vorausgehenden Indianern rasch hinreichend gangbar gemacht werden konnten, da sind die Missionare auch vielfach geritten. Das sparte einmal beträchtlich die Kraft des Glaubensboten und bot zugleich eine gewisse Sicherheit gegen Schlangenbiß. Aber die Wege waren doch sicherlich, wie auch heutzutage noch, vielfach außerordentlich schlecht, so daß der Reiter nur mit Mühe vorankam und häufig sich tief bücken mußte, um unter tiefsitzenden Ästen hinwegzukommen oder aber in andern Fällen mit einem großen Satze einen über den Weg gefallenen Baumstamm zu überspringen und dergleichen mehr. Auf glitschigem Tonboden oder auf glatten, stark abgewaschenen Kalkplatten stürzte auch wohl häufig das Maultier, und als Fray Francisco Gallegos mit seinem Maultier in eine Schlucht hinabstürzte, da war es nur dem glücklichen Zufall zuzuschreiben, daß nur eine mäßige Verwundung des Paters erfolgte, weil Roß und Reiter getrennt in die Tiefe stürzten. Cortés¹ aber hat auf dem nur 8 Leguas langen Wege über die jetzt als Sierra de San Luis oder Pecbar bekannte, mäßig hohe Gebirgsschwelle mit seinem Heere 12 Tage gebraucht und dabei den größten Teil

¹ Cartas y Relaciones de Hernan Cortés al Emperador Carlos V., ed. Gayangos. Paris 1866. S. 433.

seiner Pferde (68!) durch Absturz, Verwundung u. a. verloren – eine Tatsache, die dem Kenner der Gegend durchaus verständlich erscheint, bewegt sich der Pfad, wie ich mich selbst in dieser Gegend überzeugen konnte, doch manchmal durch so enge Passagen zwischen senkrechten oder selbst überhängenden Felswänden, daß sich Roß und Reiter kaum durchzwängen können, oder aber in einem Labyrinth von Felsköpfen und Kalksäulen oder Lolomitnadeln, die eng nebeneinander stehend eine Höhe von mehreren Metern erreichen!

Natürlich sind in der Trockenzeit die Urwaldpfade wenigstens einigermaßen ausgetrocknet, so daß der Marsch viel leichter und schneller vor sich geht, als in der Regenzeit – ein Umstand, um den der historische Geograph sich ebenfalls kümmern muß, weil die Marschleistungen in letzterer vielfach dem Wanderer länger vorkommen, als sie in Wirklichkeit sind – womit sich gar manche Unterschiede in den Entfernungsangaben verschiedener oder in verschiedener Jahreszeit wandernder Reisender erklären.

Freilich ist in gar manchen Fällen auch erkennbar, daß der Berichtstatter nur nach roher Schätzung seine Entfernungsangaben gemacht hatte. Wie aber kann derjenige, der die Karte jener Kriegs- oder Missionsgebiete für eine ältere Zeit zeichnen will, mit Sicherheit herausbringen, welche von den überlieferten Angaben der Wirklichkeit entsprechen, welche zu groß, welche zu klein sind?

Wenn aber schon die Entfernungsangaben oft zweifelhaft, manchmal sogar offenbar fehlerhaft sind, so wird die Einzeichnung der erwähnten geographischen Tatsachen besonders schwierig, weil in den allermeisten Fällen keine Beschreibung beigelegt ist, die einen Anhalt für die Bestimmung der Ortslage gestatten würde. Unter diesen Umständen ist es natürlich schwer, eine brauchbare kartographische Darstellung zu geben, weshalb auch die beigegebene Übersichts-Karte des 16. und 17. Jahrhunderts größter Nachsicht bedarf.

3. DER ENTWURF DER KARTE

Wenn man den Versuch machen will, eine Karte zu entwerfen, die ein Bild der tatsächlichen Verhältnisse der Verapaz im 16. und 17. Jahrhundert geben soll, so ist natürlich das erste, Ausschau zu halten nach zeitgenössischen Karten.

Diese Aufgabe wird wesentlich erleichtert durch einen Atlas, den die Grenzkommision der Republik Guatemala 1929 mit wertvollen Erläuterungen veröffentlicht hat, um die hondurasfreundlichen Ausführungen des Fräuleins Dr. Mary W. Williams richtigzustellen.¹ Die Sammlung beginnt mit einer Karte von Spanisch-Amerika vom Jahr 1527 nach der Ausgabe von Kohl und reicht bis zum Jahre 1924. Der Name Verapaz begegnet dem Leser zuerst auf einer Karte von Herrera 1601. Sie enthält aber außer dem Namen der Landschaft nur eine schematische Darstellung des Golfo Dulce und Golfete. Auch spätere Karten geben nur spärliche Angaben. Die Verapaz reicht bei ihnen immer bis ans Meer, wo eine etwas genauere Wiedergabe versucht wird.² Von Delisle 1720 an kommen öfters bereits Namen von Völkern an ihren Wohnsitzen vor. Von Bellin (1754)

¹ Cartografia de la América Central (Publicacion de la Comision de Limites). Guatemala 1929.

² Von der Tatsache, daß die Dominikaner die kirchliche Betreuung des östlichen Teiles (Amatique, etwa vom Westende des Golfo Dulce ab) 1549 an die Diözese Comayagua (bzw. die Pfarrer des Castillo), abgetreten haben, (Fuentes II, S. 296), wird auf keiner Karte Notiz genommen.

wird das Flußsystem der Verapaz ganz unrichtig dargestellt – ein Fehler, der mit geringen Abänderungen mehrfach bis 1824 (Caxton) und 1856 (Hall) wiederkehrt, während Arrowsmith 1826 bereits ein richtigeres Bild bietet. 1834 aber erschien die englische Seekarte des Golfo und des Rio Dulce, womit die erste wirklich genaue Darstellung eines Binnenstücks der Verapaz gegeben worden ist, während 1841 die Seekarte der Verapazküste nachfolgte, 1850 aber eine genauere Karte des Distriktes von Santo Tomas, von Dorn, deren Einzeichnungen aber bei dem kleinen Maßstab unserer Karte nicht Verwendung finden konnten. Langsam verbesserten sich dann die Karten; aber erst die astronomischen Ortsbestimmungen und die Itineraraufnahmen der guatemaltekmexikanischen Grenzkommission der achtziger Jahre gaben den Hauptpunkten und -linien innerhalb der Verapaz einen festen Halt, so daß auch ich meine zahlreichen Aufnahmelinien von 1888 bis 1900 einpassen konnte. Aber nur die offeneren Landschaften sind jetzt schon einigermaßen zuverlässig dargestellt, während die Urwaldgebiete zwischen den Hauptwohngebieten der Alta Verapaz und dem Petén im Norden sowie dem Golf von Honduras im Osten wegen ihrer äußerst dünnen Bevölkerung und fast völligen Urwaldbedeckung noch immer größtenteils Terra incognita sind, wenn auch einige meiner Wegaufnahmen hindurchführen. Man versteht das, wenn man bedenkt, daß der Urwald nur ganz selten einmal einen etwas weiteren Ausblick erlaubt und wo man einen Urwaldfluß kreuzt, da sieht man eben etwa 100 bis 200 m auf- und abwärts, oft ohne nur sicher zu wissen, nach welchem Flußsystem und Meere der Wasserlauf schließlich gehen wird, habe ich mich ja früher mehrfach stark mit meinen Vermutungen getäuscht, wie ein Vergleich meiner Karte des Gebiets in Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsheft 127, 1899, und meiner auf viele Erkundungen sich stützende Kartenskizze der Hydrographie des Mayagebirges in Petermanns Mitteilungen 1934, Taf. 17, zeigt, aus der zugleich hervorgeht, wie außerordentlich unsicher auch jetzt noch unser Wissen dieser Gegenden ist. Man versteht nun auch, daß bloße Entfernungsangaben und die Erwähnung von Flüssen in vielen Fällen noch gar keine Vorstellung geben, wo ungefähr der erwähnte Ort zu suchen wäre und wenn z. B. von dem Flusse Oxch berichtet wird, daß er zu breit war, als daß er hätte überbrückt werden können, so erscheint es einigermaßen wunderbar, daß man keine Ahnung hat, welcher Fluß etwa gemeint sein könnte und ob er überhaupt auf den vorhandenen Karten irgendwo, wenn auch ohne Namen, angegeben ist. Ich bin überzeugt, daß die sämtlichen Flüsse, die man im Gebiet der sogenannten Sierra de Santa Cruz verzeichnet findet, lediglich auf die Phantasie eines Kartenzeichners zurückgehen, dem nun alle Nachfolger in der Darstellung folgen.

Ähnlich ist es in Teilen des südlichen Britisch-Honduras und der ehemaligen Landschaft Manche, über die wir zur Zeit ebenfalls nur durch ganz wenige Itineraraufnahmen einigermaßen unterrichtet sind.

Gewiß würden meine Wegaufnahmen wesentlich mehr zur Aufklärung der durchzogenen Gegenden beigetragen haben, wenn ich überall ortskundige Führer bei mir gehabt hätte, die mir die Namen der Wasserläufe und Rastplätze hätten mitteilen können, denn die Wege, die meinen Kekchfindianern gut bekannt waren, gaben mir manchmal sehr wertvolle Anhaltspunkte über die Lage ehemaliger Dörfer, wenn nämlich einzelne Rastplätze noch denselben Namen trugen, wie die früher dort vorhandenen Siedelungen. Aber außerhalb der dichter bevölkerten Teile der Alta Verapaz versagte eben die Ortskenntnis meiner Kekchfindianer und oft war es auch nachträglich nicht möglich, die Namen überschrittener Flüsse

von Ortsnachbarn noch zu erfahren. Aber in den meinen Kekchleuten bekannten Gegenden habe ich immer wenigstens eine Anzahl Punkte sichergestellt und damit ein festes Gerüste erhalten, in das ich die Mitteilungen der einzelnen Missionare einfügen konnte, wenn auch manchmal nicht ohne manche Kürzungen der Entfernungsangaben oder leichten Drehungen der mitgeteilten Wegrichtungen.

Um einen Begriff zu geben, welche Punkte der Urwaldgebiete als sicher angenommen werden dürfen, habe ich den so festgestellten Orten besondere Signaturen gegeben.

Manchmal erfuhr ich aber auch Flußnamen, die noch heute mehr oder weniger mit den jetzigen übereinstimmen und damit eine gewisse Gewähr für die Richtigkeit der Bestimmung bieten. Und in einem Falle hat ein Bach sogar den Namen des großen Cortés überliefert, woraus ich schließen darf, daß des Cortés Zug in dieser Gegend durchgekommen wäre – eine Vermutung, die dadurch noch bekräftigt erscheint, daß der Bach nur wenig mehr als 2 km von Pecbar entfernt dahinfließt, d. i. jenem Orte, wo die Wegkonstruktion Termers¹ für des Cortés Zug den Durchmarsch annahm (zugleich ein Beweis für die Sorgfalt, mit der Termer den Weg des großen spanischen Heerführers rekonstruiert hat!). Der Bach heißt Chajcortés, was vielleicht bedeutet, „Bach des Cortés“, weil einige bekannte Flüsse dieser Gegend ebenfalls mit Chaj beginnen: Chajmayic, Chajchinic, Chajcar.

Dieser Bach gibt der Marschroute des Cortés den einzig festen Halt, während sonst nur noch die Erwähnung der Kiefernwälder im östlichen Petén mit Bestimmtheit auf die Gegend von Machaquilá und Poctun hinweist. An welchen Stellen die Hauptflüsse des Gebiets, Cancuén und Sarstoon (von Cortés Yasa genannt), überschritten wurden, läßt sich nicht aus der Beschreibung entnehmen, während der Rio Dulce offenbar nahe der Mündung passiert wurde und die Lage von Nito ziemlich genau erkennbar ist, ebenso aber auch die Wegroute des großen Feldherrn auf seiner Lebensmittelexpedition ins Innere des Landes: Polochictal und Chacujal, dessen Ruinen ich im Gelände aufgefunden und beschrieben habe.²

Von großem Nutzen ist die Originalkarte des Francisco Antonio de Fuentes y Guzman, die er in seiner *Recordacion Florida* (Guatemala 1933, Bd. II, S. 297) veröffentlicht hat, da sie über die Lage einiger wichtiger Punkte gute Auskunft gibt (Nueva Sevilla, Amatique, Yzabal = Bodegas).

Die erste klare Auskunft über den Weg von San Luis (Mopan) nach Cahabon verdanken wir Morelet (Mitte des 19. Jahrhunderts), einige wertvolle Ergänzungen dazu der Manuskriptkarte des Petén von Edwin Rockstroh (um 1880), die sich in meinem Besitz befindet.

Leider ist die auf Sisalhanfgewebe gezeichnete Karte des ganzen Wegs von Tabasco bis Nicaragua, die Indianer von Tabasco dem Cortés 1524 gegeben haben, nicht erhalten, sonst wäre ihr wohl manches, das wir jetzt nicht wissen, zu entnehmen und andererseits ist auch die sicherlich sehr aufschlußreiche Karte des gesamten Grenzgebiets zwischen Guatemala und Mexiko, die von beiden Grenzkommissionen gemeinsam ausgearbeitet und 1899 vollendet worden war, nie veröffentlicht worden – eine Tatsache, die auch für die Iteneraufnahmen mancher archäologischen Expeditionen gilt. Nur die Umgebung der von

¹ A. a. O. S. 140.

² Veröffentlichungen aus dem Kgl. Museum für Völkerkunde IV, 1. Berlin 1897, S. 19 u. Taf. 4, Nr. 9.

Dr. Gann entdeckten Ruinen von Lubaantun im südlichen Britisch-Honduras ist von Geoffroy Laws im Maßstabe 1:125 000 dargestellt worden (Geographical Journal März 1928).

Wenn man sich eine Vorstellung von der Genauigkeit meiner Karte machen will, so muß darauf hingewiesen werden, daß außerhalb der von mir auf zahlreichen Linien durchwanderten Kekchí- und Poconchigebiete, die ich auf der Karte der Alta Verapaz im Maßstab 1:200 000 (Taf. 3 der Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft zu Hamburg, XVII, 1902) veröffentlicht habe, das Cholgebiet natürlich nur mit weit geringerer Genauigkeit wiedergegeben werden konnte (Grundlage: meine Karte 1 in Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsheft 127). Immerhin ist durch meine Wegaufnahme von Punta Gorda über San Luis nach Cahabon und vom Sarstoon über Chahal nach Cahabon dem besonders unbekannten Osten und Nordosten des Cholgebiets wenigstens für die Nachbarschaft meiner Aufnahmelinien dank der von der guatemalteckischen Grenzkommission ausgeführten Ortsbestimmung von Coban eine Genauigkeit erreicht, die wohl nur etwa 2 km mögliche Fehler für diejenigen alten Ortschaften offen läßt, deren Lagen durch den am Orte haftengebliebenen alten Namen von Rastplätzen sichergestellt sind. Flußnamen galten – wenigstens bei kleineren Flüssen – für die ganze Länge des Laufes, indes bei langen Flüssen freilich nicht selten für einzelne Laufstrecken verschiedene Namen gebräuchlich waren, so z. B. beim Sarstoon: Im Oberlauf hieß er Tiyu (gegenwärtig Nimlatiyu, d. i. „der große Tiyu“), im Mittellauf Maytol oder Mayotol, im Unterlauf Zactun, bei Cortés aber Yasa. Letzterer Name kommt bei verschiedenen Flüssen vor, denn er bedeutet nur „blaues oder grünes Wasser“ (die Indianer haben für blau und grün nur ein Wort!). Es ist das also ein Name, der sicherlich auf viele Flüsse oder Seen paßt.

Obwohl der gleiche Name in den allermeisten Fällen auch das gleiche Objekt noch jetzt bezeichnen dürfte, so zeigt gerade das letztgenannte Beispiel, daß sehr wohl auch einmal derselbe Name verschiedenen Örtlichkeiten beigelegt sein kann, so daß man auf der Suche nach Identifizierung alter und neuer Ortsbezeichnungen nicht allzu sklavisch vom Worte abhängig sein darf, vielmehr müssen vor allem auch die Entfernungsangaben sorgfältig mitberücksichtigt werden, was sehr häufig gute Ergebnisse zeitigt, obgleich in gar nicht sehr seltenen Fällen von verschiedenen Reisenden ganz verschiedene Entfernungsangaben gemacht werden, wobei dann und wann auch offenbar viel zu große Zahlen genannt worden sind.¹

Auch die Richtungsangaben müssen natürlich benützt werden. Allein auch sie stimmen zuweilen nicht mit den natürlichen Gegebenheiten überein, was in dem Falle leicht eintreten kann, wenn der Europäer nach seinem – häufig durch die letzte Strecke beeindruckten – Gefühl die Richtung angibt, wobei er sich nur zu leicht täuscht, während man bei den meisten Indianern absolut auf ihre Angabe der mittleren Wegrichtung sich verlassen kann, da sie im Kopfe die Resultante zahlreicher Windungen des Weges mit großer Sicherheit angeben können. Natürlich besteht auch bei den Indianern ein Gradunterschied in der Ge-

¹ Vgl. obige Bemerkungen über die Bedeutung der Legua. In manchen Fällen ergeben sich allerdings auch gute Resultate, wenn man sie mit ihren wahren Werten einsetzt (so bei Delgados Reise durch Britisch-Honduras), während in anderen Fällen unmögliche Ergebnisse herauskommen (z. B. Marcos E. Becerra in „Segunda Sesión del XVII. Congreso Internacional de Americanistas“. Mexico 1912, S. 427–435 mit 1 Karte).

nauigkeit der Resultanten, die sie im Kopfe ziehen, aber bei Gelegenheit von Vermessungen habe ich bei einzelnen Leuten ganz überraschend genaue Ergebnisse feststellen können. Ja, als ich das Innere des damals noch fast ganz unbekannten, dichtbewaldeten Mayagebirges weglos durchzog und mich dabei auf meinen Kompaß stützte, kam es vor, daß mich Sebastian Botzoc dann und wann nach der Richtung frug – nicht als ob er sie nach Tagen verloren hätte, sondern in der Absicht zu prüfen, ob mein Kompaß auch zuverlässig wäre! Er überzeugte sich aber allmählich davon und als dann lange Zeit Nebel herrschte und damit die Orientierung nach der Sonne, die ja im dichten Urwald überhaupt schwierig ist, unmöglich wurde, wandte er sich zuweilen doch an mich, um sich von der Richtigkeit seiner Marschlinie überzeugen zu lassen: seine Sicherheit war nun etwas verringert! Aber wer weiß, ob die Missionare ein ebenso großes Vertrauen in die mathematische Veranlagung der Indianer hatten, wie ich, und ob sie sich nicht manchmal auf ihren eigenen Eindruck verließen?

4. DIE VÖLKER DER VERAPAZ UM DIE MITTE DES 16. JAHRHUNDERTS UND IHRE EIGENART

Über die Ausdehnung der einzelnen Sprach- und Völkergebiete sprechen sich die Reisenden nur selten aus, so daß manche Zweifel entstehen. Stellenweise haben in dem Lauf des 16. Jahrhunderts Verschiebungen einzelner Völker stattgefunden, ohne daß dieselben genau verfolgt werden könnten.

Im Südwesten der Verapaz saßen – offenbar seit lange – Quiché, als deren Mittelpunkt Rabinal diente, – eine Stadt, in der Brasseur de Bourbourg noch 1856 die Aufführung des indianischen Dramas „Rabinal-Achi“ erlebte, das er hernach veröffentlichte (Paris 1862).

Östlich der Quiché wohnten Pipiles, also Angehörige des toltekisch-aztekischen Völkerkreises, wie man aus der Verbreitung ihrer Sprache noch im 19. Jahrhundert hat feststellen können. Über ihre Bekehrung und politische Unterwerfung ist nichts überliefert.

Im mittleren Motaguatal reichten aufs linke Ufer des Motagua noch Ausläufer der Chortí hinüber, d. i. jenes Volkes, das südlich des Motagua weite Flächen bis nach Esquipulas und Copan hin einnahm und eine dichte Bevölkerung in jenen Gegenden stellte.

Das Chortí steht dem Chol außerordentlich nahe, so daß man im Zweifel sein kann, ob man beide nicht als Dialekte einer einzigen Sprache ansehen soll.

Das Chol nahm um die Mitte des 16. Jahrhunderts den ganzen Osten und den größten Teil des Nordens der Verapaz ein.

Die Choles zerfielen in zahlreiche Stämme und Unterabteilungen, die aber keinen staatlichen Zusammenhang besaßen und daher politisch nur zeitweise wie eine Einheit wirkten. Sie lebten in starker Zerstreuung in Einzelgehöften, was dem Entstehen eines größeren Staatswesens natürlich sehr im Wege stand und was auch der Verbreitung des Christentums ungünstig war. Im äußersten Osten, in der Nachbarschaft der Bucht von Amatique, saßen die Loqueguas oder Toqueguas,¹ deren Heimat den Hauptteil der späteren Al-

¹ Loqueguas war offenbar die richtige Schreibweise, da nach Rockstroh („Los indigenas de la America

caldia Mayor de Amatique ausmachte, weshalb auch im folgenden für die gesamten östlichen Choles bis nach dem jetzigen Britisch-Honduras hinein dieser Landschaftsname gebraucht werden wird – einschließlich der Umgebung des Castillo (des späteren Fuerte de San Felipe), aber ohne das Dorf San Lucas Zalac. Nordwestlich dieser Gegend lag die Landschaft Manché, die nach dem gleichnamigen ansehnlichen Dorfe benannt ist. Die Cholgebiete im Norden von Lanquin entbehren eines einheitlichen Namens. Diese Wohnsitze sollen künftig als nördliches Cholgebiet bezeichnet werden, während die Choles im Polochictale mit ihren vermutlichen nördlich angrenzenden Nachbarn das Polochicgebiet bewohnten. Von ihnen wissen wir, daß sie im 2. Viertel des 16. Jahrhunderts im Polochictal erheblich vorgerückt sind, da nach Cortés 1525 die Sprachgrenze noch östlich von Chacujal gelegen war (ed. Gayangos S. 450).

In der nordwestlichen Verapaz wohnten zu beiden Seiten des Rio Xoy oder Tujal längs dessen nördlichem Westostlaufe Lacandonen, während im meridionalen Lauf der Fluß die Grenze zwischen den Acaláes im Osten und den Lacandonen im Westen gebildet hat. Wir können aus den wenigen zerstreuten Berichten über die Acaláes oder Acalanes schließen, daß sie ursprünglich wohl den ganzen nordwestlichen Teil der Verapaz bewohnt haben, daß sie aber – wohl erst in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts – z. T. von den Lacandonen verdrängt worden sind. Genaue Nachrichten haben wir darüber nicht. Aber es scheint, daß die Acaláes ursprünglich die Salinas de los nueve Cerros, die einzige reichliche und starke Salzquelle des ganzen nordöstlichen Guatemala, besessen haben, denn Rivas nennt sie ausdrücklich „las Salinas de Acalahá“. Leider hat Herr E. P. Dieseldorff, dem ich diese interessante Mitteilung verdanke, seiner Zeit versäumt, die Quelle aufzuzeichnen, als er die Stelle in der Berliner Staatsbibliothek abschrieb. Freilich ist die ganze Beschreibung nicht sehr klar, denn Rivas sagt: „El rio de el Lacandon es el rio mas grande en este reino. Entran en este rio otros tres tan amplios como el de Chiapa, que son el de Chahul, el de Acalahá y el rio de la Concepcion“ (welch letzterer bei den Dominikaner-Missionaren Xocmó hieß, in der Gegenwart aber als Cancuén oder Rio de la Pasion bekannt ist). Rivas berichtet auch, daß Lacandonen und Itzaes miteinander wegen der Salzquelle Kriege führten.

Da Lacandonen, die Maya redeten, noch in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts unfern der Salinas am Rio Chixoy von Rockstroh getroffen worden sind, so darf man als sicher annehmen, daß die Lacandonen auch damals Maya redeten. Daß sie nicht Cholsprachen, wie ich früher im Congrès International des Américanistes XV.e Session Quebec 1906 (Quebec 1907 S. 423-465) geglaubt hatte, wissen wir mit Sicherheit aus der Nachricht des Ximenez (II, S. 11), daß die Acaláes und Lacandonen eine ganz andere Sprache sprachen, als die Choles. Ob aber die Acaláes oder Acalanes ebenfalls Maya sprachen, ist nicht sicher festgestellt, wenn auch sehr wahrscheinlich. In ihr Gebiet sind offenbar erst später die Lacandonen vorgestoßen, ohne daß sie aber – zum mindesten zeitenweise – direkt feindselig zu ihnen standen, denn als Pater Domingo de Vico getötet werden sollte, riefen sie die Lacandonen zur Hilfe herbei (1555). Der Ort der Ermordung dieses Glaubensboten war nach der jetzt noch lebendigen Überlieferung der Indianer Yaxcabnal,

Central y sus idiomas“ S. 12, einer Arbeit, von der leider nur der erste Bogen gedruckt worden ist) um die Mitte des 19. Jahrhunderts noch „Loquenes“ am Rio Sarstoon wohnten.

über das die Lacandonen hernach noch weiter südwärts bis Akil nahe dem Rio Temal vorgedrungen sind, wie der „Titulo del Barrio de Santa Ana, Agosto 14 de 1565“ deutlich erkennen läßt.¹

Ob die Choles südlich von Acalá etwa in der Gegend der Nordabdachung des Pocolhágebirges noch bis zum Chixoyfluß gereicht haben, ist nicht ersichtlich, obwohl Ximenez ausdrücklich den Rio Xoy als Grenze zwischen Acalá und den Lacandonen angibt, und ich bin überzeugt, daß O. Stolls² Karte der Verbreitung der Choles für diese Zeit nicht stimmt, sondern daß ein Zusammenhang zwischen den Choles von Chiapas und von Guatemala im 16. Jahrhundert nicht mehr bestand, vielmehr durch ein Südwärtsvordringen der Acaláes – vermutlich von dem von Cortés 1525 durchzogenen Acalan (östlich von Tenosique) aus – um jene Zeit bereits unterbrochen war, wie andererseits im östlichsten Chiapas die Lacandonen im 16. Jahrhundert schon bis an die Altos Cuchumatanes gereicht haben dürften.

Aber mit dem Auftreten von Acaláes und Lacandonen in der nordwestlichen Verapaz war die ethnographische Mannigfaltigkeit jener Gegend noch nicht erschöpft, vielmehr waren im 16. Jahrhundert bereits Kolonien der beiden auf dem Hochland der Verapaz wohnenden Völker, der Kekchí und Pokonchí, im Tiefland entstanden aus dem naheliegenden Bedürfnis heraus, Cacao, Pataxte und die große Bananensorte der Plátanos („tilul“) sowie andere Tieflandgewächse, die im Hochland nicht mehr gedeihen, selbst anzubauen, um nicht auf den Handel mit den Tieflandstämmen angewiesen zu sein. Es waren das Kekchíleute aus dem Stadtteil San Marcos in Coban nahe Yaxcabnal und Akil, und Pokonchíleute von Santa Ana (San Cristobal Cajcoj) bei Chamá. Letztere haben sich wegen der Krankheiten des Tieflandes schon bald wieder – und zwar, noch ehe sie sich im Tiefland akklimatisiert hatten, auf Rat des Missionars Francisco de Viana – ins Hochland der Verapaz, und zwar nach dem Stadtviertel Santa Ana in San Cristobal zurückgezogen, während die San Marcosleute ihnen einen Teil ihres Besitzes bei Chamá abkauften (1565).

Wenn so die Tieflandkolonisation der Poconchí bald wieder aufhörte, selbst unter Zurücklassung des schon begonnenen Kirchenbaus, waren die Kekchí ausdauernder in ihren Kolonisationsbestrebungen, und es zogen sogar noch im 17. Jahrhundert bereits getaufte Leute in die Gegend am Rio Xoy, wo sie sich mit heidnischen Frauen verheirateten. Diese Tatsache wurde erst klar erkannt, als der Missionar Fray Francisco Gallegos die vermeintlich heidnischen Ahxoyes aufsuchte, um sie zu bekehren (1675 f.), worauf die Frauen und Kinder getauft wurden (Ximenez, II, S. 373 ff.).

Man begreift die Lust der Hochlandleute an der Übersiedelung ins Tiefland, da dort nicht nur manche Nutzpflanzen gebaut werden können, die im Hochland nicht mehr gedeihen, sondern auch Mais und Bohnen in sehr viel kürzerer Zeit Ernte geben. Wenn aber so das Klima dem Pflanzenwachstum sehr günstig ist, so ist andererseits der Boden, namentlich in den Karstgebieten des Tieflandes, infolge geringer Mächtigkeit und sehr starker Auslaugung durch den häufigen Regen oft sehr wenig fruchtbar, weshalb die Einzelfelder meist nach einmaligem Gebrauch wieder auf Jahre hinaus der Brache überlassen

¹ Internationaler Amerikanisten-Kongreß 14. Tagung, Stuttgart 1904, S. 373 ff. u. 383 ff.

² Zur Ethnographie der Republik Guatemala. Zürich 1884.

werden und deshalb die Einzelgehöfte wie auch die Weiler und Dörfchen oft verlegt werden.¹ Diese Unstetigkeit hat die Bekehrung und die Erhaltung der Getauften im Glauben außerordentlich erschwert oder selbst illusorisch gemacht; sie macht es auch begreiflich, daß es den Missionaren oft schwer fiel, nach mehrjähriger Pause ihre Pfarrkinder überhaupt wieder aufzufinden.

Im Gegensatz zu dieser geringen Standfestigkeit der Tieflandbewohner stand eine wesentlich größere Stetigkeit der Hochlandbewohner, da dort nicht nur vielfach der Regenfall geringer war (besonders im Windschatten des Pocolhá- und Xucanebgebirges), sondern auch der Boden durch einst herbeigewehte vulkanische Lockermassen ergiebiger und ausdauernder ist. Infolgedessen sind auch die dort wohnenden Kekchí und Pokonchí viel seßhafter, obwohl auch sie das Einödsystem ursprünglich ebenso pflegten, wie die Choles des Tieflandes. Die Verteilung der beiden genannten Stämme auf den Raum läßt sich kurz etwa so angeben, daß der Hauptteil der Kekchí in dem 1200–1500 m hohen Windschattengebiete zwischen dem Pocolhá- und dem Xucanebgebirge wohnt, der Hauptteil der Pokonchí aber im Windschatten (also südlich) des Xucanebgebirges und seiner Ausläufer.

Wenn so die physischen Bedingungen der verschiedenen Wohnräume der Verapazvölker sehr verschieden sind, so ist es auch ihre Veranlagung,² denn die Choles, Acaláes und Lacandonen waren viel energischer als die beiden eben genannten Hochlandstämme, was deren leichtere Christianisierung z. T. verstehen läßt, gegenüber den gewalttätigeren Nordstämmen der Verapaz und den im Tiefland des Petén wohnenden Itzaes (Mayas), sowie den sprachlich den Mayas sehr nahe stehenden Mopanes, die bereits außerhalb der Verapaz saßen.

In vielen Hinsichten zeigten die Indianer der Verapaz aber auch ein gleichartiges Verhalten. So waren sie sehr auf Gewinnung nützlicher Gegenstände, besonders Äxte, Buschmesser, Hacken u. dgl. aus, weil sie ihnen einen großen Zeitgewinn bei der landwirtschaftlichen Beschäftigung, beim Hausbau oder beim Aufschlagen verwachsener Wege brachten – eine Tatsache, die die Missionare bald erkannten und auch für ihre Zwecke reichlich ausnützten. Selbst Spielzeug, wie Glasperlen oder Glöckchen, konnte ihnen große Freude bereiten.

Dieser Erwerbstrieb auf dem Wege des Geschenkes war ihnen ebenso eigentümlich wie eine starke Begabung für den Handel, wobei sie aber immer – bis auf den heutigen Tag – sich mit kleinsten Gewinnen zufrieden gaben. Sie sind in hohem Grade ehrlich bei wichtigen Sachen, zuverlässig und treu. Eigentümlicherweise vermeiden sie es nach Möglichkeit, den Fremden etwas Unangenehmes ins Gesicht zu sagen, weshalb sie meist ausweichende oder vertröstende Antworten geben, wenn sie auch gar nicht die Absicht haben, das Gewünschte auszuführen – eine Eigenschaft, die bewirkte, daß sie nur äußerst zögernd an die Bekehrung heranzugehen pflegten, bis dann schließlich ein größeres Geschenk oder auch warmes Zureden sie zur Annahme des Christentums bewog.

Allen Stämmen gemeinsam ist eine rührende Liebe zur angestammten Heimat, die nur sehr ungern verlassen wird, und wo irgend möglich sucht der Indianer, der im Einödsystem der weit zerstreuten Wohnweise groß geworden ist, immer wieder eine Hütte für sich und

¹ Die Ansicht des Ximenez, als Grund der Einzelsiedelungen die Furcht der Choles voreinander anzusehen, ist sicherlich unrichtig.

² Vgl. Sapper in *Globus* LXXXVII, S. 128–131 u. Selerfestschrift, Stuttgart 1922, S. 401–440.

seine Groß-Familie, weit ab von allen Nachbarn, zu beziehen und wer, wie ich, hunderte Male in solchen Indianerhütten mit ihrer absoluten Ruhe innen und außen, mit ihrer geradezu idealen, auf Nachahmung des Beispiels abgestellten Kindererziehung übernachtet hat, der begreift auch diese Vorliebe für das Alleinwohnen mitten im Urwald, wo keinerlei Eingriff von außen den allgemeinen Frieden der Natur und der Familie stört, wenn er daran denkt, wie oft in einem Dorfe die Nachbarn uneins miteinander sind und manchmal fast Tag für Tag sich in die fremden Angelegenheiten mischen!

Bei solcher Einstellung der Indianer mußten sie das spanische System der *Reducciones*, des Zusammensiedelns der Bewohner zahlreicher Einzelhütten in einem nach spanischer Sitte ausgerichteten Dorf oder Stadt mit rechtwinkelig sich kreuzenden Straßen und sonstigem Zubehör eines größeren Gemeinwesens, wie *Alcaldes* (Bürgermeister) und anderen Gemeindebeamten, sowie unter Umständen selbst Staatsvertretern, als äußerst unangenehm empfinden, was sich in der Folge durch häufiges Fortlaufen der Bürger in entlegene Waldgebiete bekundete. Dies aber hatte wieder ein ständiges Suchen nach den entlaufenen Leuten seitens der kirchlichen Oberen zur Folge, soweit nicht etwa, wie so manchesmal, die Kirche oder sogar das ganze Dorf in Flammen aufging und damit die *Padres* selbst zum Verlassen der Siedelung gezwungen wurden! Daraus ergibt sich, daß das von Bartolomé de Las Casas so energisch befürwortete und mutig durchgeführte System der Reduktionen in hohem Maße der besonderen Psyche der *Choles* widersprochen hat, da sie in den Dörfern unter Heimweh litten.

Günstiger erwies sich das System bei den *Kekchí* und *Poconchí*, die sich fügten, soweit es nötig war, aber offenbar sehr häufig Urlaub nach ihren stillen Feldern im Walde nahmen, um nicht der schönen Ruhe der Einsamkeit ganz verlustig zu gehen. Man darf das daraus schließen, daß noch heutzutage, z. B. im *Kekchí*-dorfe San Pedro Carchá, zahlreiche Häuser einen großen Teil des Jahres über leer stehen, weil der Indianer mitsamt seiner Familie bei seinem Maisfelde wohnt und nur ins Dorf kommt, wenn die großen Kirchenfeste ihn dorthin ziehen oder aber die Obrigkeit ihn zwingt, zu kommen, um das Gras zwischen den Pflastersteinen seines Vorplatzes auszu jäten.

Wo Indianer das Christentum nahmen, da waren es vielfach nur äußere Vorteile, die sie zu diesem Schritte geführt haben. Im Herzen aber blieb das Heidentum noch fest haften, wie man schon frühzeitig daran erkennen konnte, daß christliche Indianer beim Überschreiten des Berges *Escurruchan* ebenso noch *Kopal* opferten wie die Heiden. *Ximenez*, der doch sicherlich die Verhältnisse sehr gut kannte, gab sogar ausdrücklich zu (II, 404), daß die *Choles* niemals im Herzen richtige Christen gewesen sind, sondern immer nur aus Nützlichkeitsgründen, und daß sie, wenn diese fehlten, wieder zu ihren alten Überlieferungen zurückkehrten.

Eine besondere Eigentümlichkeit der Indianer ist ihr starres Festhalten am Alten und so auch an den überkommenen religiösen Anschauungen. Infolgedessen war auch ihre Annahme des neuen Glaubens offenbar nur ein mehr äußerlicher Vorgang; im Herzen aber saßen wohl meist noch fest die alten Götter und bei vielen sitzen sie noch heutzutage dort. Das gilt selbst für die innersten Teile von Las Casas' eigenstem Missionsgebiet, denn einer meiner ständigen Reisebegleiter (*Seb. Botzoc*), pflegte auf den Berg- und Urwaldpfaden regelmäßig noch heidnische Gebete und Gebräuche zu verrichten und als einer meiner jüngeren Begleiter einmal bei einem schweren Gewitter zur Jungfrau Maria beten

wollte, verbot es ihm sein älterer Genosse sofort energisch, indem er darauf hinwies, daß so tief im Urwald der christliche Gott noch keine Herrschaft besitze und daß der Tzultaccá, der „Herr von Berg und Tal“, böse werden würde, wenn in seinem Bereich zu einem anderen Gott gebetet würde! Gegen Ende meines Aufenthalts in Mittelamerika (1899) aber erfuhr ich von ihm sogar, daß in San Pedro Carchá, nur eine Wegstunde von der alten Kathedrale der Verapaz entfernt, noch alljährlich den neu eintretenden Mitgliedern der Gemeindeverwaltung die alten mündlich überkommenen Überlieferungen vorgetragen wurden! Wenn das Heidentum so fest in einem Gebiete haftet, das gleich bei Beginn der Christianisierung in breiter Fläche den neuen Glauben angenommen hatte, wie viel zäher muß es im Cholgebiet gesessen haben, wo nur vereinzelte Dörfer und Dörferreihen sich dem Christentum gewinnen ließen, während die Hauptmasse der Bevölkerung noch heidnisch geblieben war, obgleich sie z. T. in unmittelbarer Nachbarschaft der christlichen Dörfer lebten und die Sympathien ihrer Bewohnerschaft auch weiterhin besaßen. Mit Recht haben daher auch die Missionare der Dominikaner ihnen mangelnde Treue zum Christentum vorgeworfen, als sie immer wieder sich weigerten, die Glaubensboten zu den Siedelungen der heidnischen Stammesgenossen zu führen.

Wir ersehen daraus, daß nicht nur die innere Vorbedingung der Indianer einer raschen und völligen Aufnahme des neuen Glaubens entgegenstand, sondern daß auch die Art der Siedelungsweise und die stete Nachbarschaft noch heidnischer Volksgenossen den Vorgang der religiösen Umstellung sehr erschwerten. Nimmt man zu alledem noch das gelegentliche krieglerische Eingreifen benachbarter Heidenstämme (Itzaes und Mopanes) und das Auftreten oft schwerer Epidemien hinzu, so versteht man, daß die Cholmission unter keinem günstigen Sterne stand.

Wichtig für Erfolg oder Nichterfolg der Missionare war aber auch deren persönliches Verhalten zu den Indianern. Diese bewahren äußerlich eine außerordentliche Ruhe und auch im Sprechen stets eine große Mäßigung der Sprechstärke, was nur zu Zeiten der Trunkenheit lautem Schreien und auch wohl Johlen weicht. Aber die Zeiten der Trunkenheit beschränkten sich bei den auf dem Lande fern der Städte wohnenden Kekchiindianern noch am Ende des 19. Jahrhunderts ganz auf die großen Kirchenfeste, wie ja auch in manchen deutschen Ländern zur Kirchweih ein sehr starker Verbrauch von Alkohol mit seinen Begleiterscheinungen erkennbar wird. In der Zwischenzeit aber galt es damals noch als eine Schande, wenn sich ein Mann betrank, denn solche Exzesse sind seit der heidnischen Zeit den großen religiösen Festen vorbehalten gewesen – was wohl in der Missionszeit auch gegolten haben wird. Erst die höheren Löhne des 20. Jahrhunderts haben dann die Trunkenheit auch auf die Zwischenzeiten verallgemeinert und den Alkohol sogar als Opfer in der Kirche zugelassen,¹ bis die neuerlichen niedrigen Kaffeepreise und Löhne einen sehr starken Nachlaß des Alkoholverbrauchs bewirkt haben – zum Vorteil der Indianer!

Da der Indianer als Ideal eine würdige Mäßigung in allen Dingen ansieht, so erwartet er ein solches Benehmen auch von den Europäern, mit denen er es zu tun hat, und sicherlich haben die Missionare dieses Erfordernis in hohem Maße erfüllt, was gewiß die Bekehrungsversuche sehr begünstigt haben wird. Aber immerhin wird ausdrücklich von einigen

¹ F. Termer, Zur Ethnologie und Ethnographie des nördlichen Mittelamerika. Festschrift. Berlin und Bonn (1930), S. 459 f. Ebenda über den Charakter des Indianers S. 471 f.

Padres berichtet, daß sie bei den Indianern besonders beliebt waren, so z. B. Fray Alonso de Triana (Ximenez II 317). Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß man bei guter Zusammenstimmung unbedingt auf die Zuverlässigkeit und Treue eines guten Indianers rechnen kann und daß man zu ihm in ein gewissermaßen freundschaftliches Verhältnis im Lauf der Zeit kommt, in dem aber auch der Indianer manchmal seine Kritik andeutet, bald humorvoll, bald etwas spöttisch. Aber wenn er auch so dem Weißen allmählich näher kommt, so fehlt ihm doch das Gefühl der Dankbarkeit, wie wir es in solchen Verhältnissen nach Empfang von Wohltaten empfinden würden, denn der Indianer denkt bei allem, daß der Fremde gewiß seinen Vorteil aus der Sache auch gezogen haben werde.

Stets übt aber ein ruhiges und würdiges, unter Umständen festes und mannhaftes Auftreten seine Wirkung auf den Indianer aus, wie denn z. B. Fray Francisco Gallegos einmal die ihm mit Bogen und Pfeilen bewaffnet entgegentretenden Indianer alsbald durch sein mannhaftes und doch sanftes Benehmen entwaffnet hat (Ximenez II, 366).

5. DIE WICHTIGSTEN GESCHEHNISSE UND IHR SCHAUPLATZ IM 16. UND 17. JAHRHUNDERT

Die ersten Europäer, die ihren Fuß auf den Boden der Verapaz setzten, waren Cortés und seine Spanier. Über ihren Weg ist schon oben kurz gesprochen worden. Aus den Cortés und Bernal Díaz Schilderungen geht deutlich hervor, daß die durchzogene Gegend im Manché und Amatique urwaldbedeckt und äußerst dünn besiedelt war – sogar offenbar noch dünner als sie es im 17. Jahrhundert gewesen ist, – sei es, daß kurz vorher schwere Kriege oder sei es, daß Seuchen gewütet hatten. Etwas besser war die Volksdichte im Polochictale gewesen, wo in Chacujal sogar ein recht ansehnliches Bevölkerungszentrum vorhanden war.

Über die von Cortés begangenen Wege orientiert annähernd meine Kartenskizze auf Tafel 5 der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde Berlin, XXXII 1897, wo allerdings die meridionale Strecke etwas zu weit westlich eingezeichnet ist. Die beste bisher bestehende Zeichnung der Reiseroute von Franz Termer 1920 ist leider noch nicht veröffentlicht.

Von ganz außerordentlichen, bis in die Gegenwart hinein wirkenden Folgen war die Tätigkeit des Fray Bartolomé de Las Casas und seiner Mitbrüder. Auf welchen Wegen sie erstmalig den Boden Tezulutans betraten und bis Coban (1544) vordrangen, ist uns nicht berichtet. Aber seine wesentlichsten Gedanken, nämlich die friedliche Art der Bekehrung der Indianer und der Ausschluß spanischer Kolonisation innerhalb der Verapaz, der von der spanischen Regierung während ihrer ganzen Herrschaft durchgeführt worden ist, wirken in ihren Folgen für die Volkszahl und Reinheit der indianischen Bevölkerung wenigstens in der Alta Verapaz noch heute segensreich nach.

Eine verwaltungstechnische Neueinteilung des mittelamerikanischen Gebiets hat 1543 dem Francisco de Montejo die Verwaltung von Yucatan, Tabasco und Honduras übertragen, worauf Spanier von Yucatan, das damals auch das Gebiet von Britisch-Honduras noch umfaßte, etwas oberhalb der Mündung des Polochic in den Golfo Dulce auf dessen rechter Seite 1544 mit obrigkeitlicher Erlaubnis eine Villa (Städtchen) „Nueva Sevilla“ oder „Nueva Salamanca“ gründeten, um Handel mit Yucatan zu treiben. Sie wuchs zu

einer Bürgerzahl von 60 an und holte zu ihren Bauten die benachbarten Indianer heran, worauf die Dominikaner sich beschwerten. Da nun inzwischen die Verwaltungseinheit Yucatan-Honduras wieder aufgehoben worden war, so erließ Karl V. 1547 den Befehl zur Räumung der Siedlung. Der Prior Fray Tomas Casillas reiste nun (nicht auf dem bisher üblichen abenteuerlichen Umwege von Guatemala über Chiapas, Tabasco, Campeche, Mérida und den Golf von Honduras nach dem Golfo Dulce und dem Polochic,) sondern von Guatemala nach Coban, dann an den Polochic und diesen im Boot abwärts bis Nueva Sevilla, dessen Bewohner nach starkem Widerstreben schließlich (Remesal II, 205) die Stadt räumten und damit die Verapaz wieder ganz den Indianern überließen, was, wie jeder Kenner der Verhältnisse weiß, für diese außerordentlich dienlich gewesen ist.

Der Ort Nueva Villas ist eingetragen auf der Kartenskizze, die Fuentes in seiner *Recordacion Florida* (ed. Guatemala II, 297) veröffentlicht hat.

Die Choles des Polochictales, die seit der Zeit des Cortés sich weit über Chacujal hinaus nach Westen hin verbreitet hatten, wurden nach der Bekehrung der Pokonchi durch Francisco de Viana (Tamahun, Tucurrub) ebenfalls dem Christentum gewonnen, und Fray Domingo de Vico gründete am See von Yzabal (Golfo Dulce) das Dorf Jocoló (Xocoló) oder Jocoloc am Nordostufer des Sees schon vor 1550. Die Stelle wird heute von einer Bananenpflanzung gleichen Namens eingenommen, wie mir die Herren E. P. Dieseldorff und P. Döscher mitgeteilt haben.

Auch im Nordwesten der Verapaz war Fray Domingo de Vico (mit Tomas de la Torre) tätig gewesen, um die Acaláes zu bekehren (1550). Aber als diese die Glaubensboten zu ermorden drohten, kehrten sie nach Coban zurück (Remesal II, 267).

1553 aber trug Philipp II. den Geistlichen der Verapaz die Missionierung und Befriedung der Lacandonen auf, die alljährlich kriegsmäßig kamen und friedliche Dörfer ausplünderten und zerstörten. Die Lacandonen sollten fest angesiedelt werden (Remesal II, 357). Sie wohnten in der Verapaz neben und z. T. wohl auch zwischen den Acaláes.

Nachdem de Vico mit einem Gefährten wieder 1555 nach Acalá zurückgekehrt war, wurde er mit diesem von den Acaláes, die noch Lacandonen herbeigerufen hatten, ermordet, und zwar, wie schon erwähnt, wahrscheinlich in Yaxcabnal.

Der Märtyrertod de Vicos kühlte für längere Zeit den Missionierungseifer stark ab. Aber die Tat wurde von dem Kaziken Don Juan von Chamelco furchtbar gerächt, als 1559 von Guatemala und Coban aus ein kombinierter Feldzug gegen die Lacandonen unternommen wurde (Remesal II, 399). Don Juan rückte gegen die Acaláes aus, schlug sie und ließ 80 Hauptschuldige henken, während er noch 180 Gefangene mitbrachte. Damit war das Volk in der Hauptsache vernichtet und Ximenez berichtet von ihnen Ende des 17. Jahrhunderts, daß sie damals bereits ausgestorben waren. Über den Ort der stattgehabten Schlacht ist nichts berichtet. Vermutlich war sie in der Gegend von Yaxcabnal erfolgt.

1559 beschloß der König die Verapaz als selbständiges Bistum von dem Bistum von Chiapa zu trennen (Remesal II, 415). 1560 wurde der erste Bischof eingesetzt (Fray Pedro de Angulo). Aber schon 1607 wurde das Bistum wieder mit dem von Guatemala vereinigt, um 1935 (zusammen mit dem Petén) wieder neu zu entstehen.

Für die Kenntniss der Verapaz (freilich nur im Umfange des damaligen Verwaltungsbereiches des Konvents von Coban, entsprechend dem jetzigen Departamento Alta Vera-

paz) in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts äußerst wichtig ist eine Relation über das Gebiet von den Padres Francisco de Viana, Lucas Gallego und Guillem Cadena vom Jahre 1574, von der eine Abschrift in der Coleccion Muñoz, Bd. 39, in der Academia de Historia in Madrid vorhanden ist. Diese Relation hat P. Benno M. Biermann O. P., photographiert und mir die Vergrößerung freundlichst zur Verfügung gestellt, wofür ich ihm wie für viele Mitteilungen herzlichst danke. Die Beschreibung ist um so wertvoller, als sie die 1571 (zwecks Taxierung) vorgenommene Zählung mitteilt. Es ergibt sich folgende Dorfliste:

1. Sancto Domingo Coban, 525 Tributpflichtige,
2. Sant Juan Chamelco, 555 Tributpflichtige,
3. Sant Pedro und Santiango 622 Tributpflichtige (das heutige Dorf Carchá),
4. Sant Augustin (Lanquin) 125 Tributpflichtige,
5. Sancta Maria Cahabon 537 Tributpflichtige,
6. San Lucas Zulben, im Entstehen begriffen. In 1–6 wurde Kekchí gesprochen.
7. Sancta Cruz, 60 Bürger,
8. Sant Cristobal K'acoh, 300 Häuser,
9. Sancta Maria Tactic, 80 Bürger,
10. Sant Estevan Tamahun, 70 Häuser,
11. Sant Miguel Tucurub,
12. Sancta Cruz Cahaboncillo, 7 Bürger (das heutige La Tinta),
13. Sant Pablo 26 Bürger (im 19. Jahrhundert Teleman genannt, jetzt verschwunden),
14. Sant Andres Polochic, 40 Häuser (jetzt verschwunden),
15. San Matheo Jocoloc (36 Bürger, die von den Flüssen Campin und Yajal [im heutigen Britisch-Honduras] stammten und die von Puerto de Caballos [jetzt P. Cortés] kommenden Schiffe und ihre Passagiere verproviantierten. Es waren anfänglich 50 Häuser gewesen; aber schlechte Behandlung vertrieb viele Indianer in die Wälder, wodurch die Verproviantierung erschwert wurde).

Im einzelnen wäre noch zu bemerken, daß unter den Tributpflichtigen von Coban 120 aus Acalá waren, die erst kürzlich angesiedelt worden waren und deshalb noch keine Abgaben bezahlen mußten. Man darf wohl annehmen, daß sie erst nach dem Feldzug des Kaziken von Chamelco nach Coban verbracht worden sind, wo sie den Stadtteil San Juan bewohnten. Mit einer solchen Umsiedelung wurde die Art der Reducciones, wie sie Las Casas durchgeführt hatte (auf gleicher Höhenlage und darum geringer Akklimatisations-schwierigkeit!) verlassen und zugleich gezeigt, daß die Cédula vom 28. Januar 1541, die ein Verbringen von Indianern aus dem heißen Lande ins kalte und umgekehrt verbot, bereits in Vergessenheit geraten war.

Die Acaláes wohnten ja im nördlichen Tiefland, so um 200 bis 300 m ü. M., Coban aber zeigt 1320 m! Glücklicherweise sind aber die Feuchtigkeitsverhältnisse beiderseits ähnlich, so daß der Wärmeunterschied nicht gar so viel ausmacht. Unter solchen Umständen konnten sich auch später Lacandonen von der Gegend bei Chamá oder Yaxcabnal noch einiger-

maßen in Coban akklimatisieren, wobei wir allerdings nicht wissen, wie viele wohl der Klimaverschiedenheit zum Opfer gefallen sind.

Da die Mehrzahl der genannten Dörfer noch heute besteht, so war die Einzeichnung bei den meisten leicht. Einige Schwierigkeit machte nur die Lage von San Andres Polochic, die sich aber schließlich auch mit annähernder Genauigkeit finden ließ, sowie San Lucas Zulben. Glücklicherweise gab bei Zulben der Hinweis „3 Leguas abwärts“ den Wink, daß es östlich von Cahabon liegen mußte, und als ich meine Verapazkarte 1902 dort musterte, entdeckte ich auch einen Bach dieses Namens. Bei der Langlebigkeit der meisten Indianerpfade darf man annehmen, daß das Dorf in der Nähe der Kreuzung des Pfades mit dem Bach lag, obwohl die Entfernung – wie oft bei schwierigen Wegen – etwas kürzer ist, als angegeben.

Als Gesamtzahl der Tributpflichtigen in der ganzen Verapaz gibt die Relation für 1571 an: 3135, hebt aber hervor, daß es seitdem in nur drei Jahren über 500 weniger geworden waren, wie denn die Bevölkerung überhaupt in raschem Rückgang begriffen sei, waren doch bei Beginn der Tributpflicht 1561 noch über 7000 Pflichtige vorhanden gewesen! Als Ursache glaubten die Verfasser der Relation u. a. die Zusammensiedelung in größere Gemeinden suchen zu müssen, ohne aber die psychologischen und klimatischen Gründe erkannt zu haben. Freilich zeigt hier das Manuskript eine Lücke, so daß meine Behauptung nicht sicher ist! Die Padres dachten vor allem an ungenügende Ernährung infolge geringer Erträge der benachbarten Felder (die offenbar nicht mehr so lange Brachen erhielten wie zuvor in der Zeit der Streusiedelung) und infolge Abnahme der Zeugungskraft sowie häufiger Todesfälle, die besonders Frauen betrafen, worauf die Männer außer Landes gingen in Suche nach Frauen – oft ohne zurückzukehren. Aber abgesehen davon trägt offenbar das Auftreten von Epidemien einen Hauptteil an der damaligen Abnahme der Bevölkerung, berichtet doch die Relation selbst aus der Zeit kurz vor ihrer Abfassung von zwei bedeutenden Epidemien: nämlich in Chamelco, wo seit 1571 über 600 Todesfälle vorkamen und in Cahabon, wo Dr. Sedoño bei der Zählung keine 40 gesunde Indianer traf! Solche Epidemien, über deren Art wir nicht unterrichtet sind (vielleicht Pocken?), waren um so schlimmer, als ihnen eine Hungersnot zu folgen pflegte, da die Kranken nicht säen konnten. Solange die Indianer noch nicht unter europäischem Einfluß standen, pflegten sie vielfach bei Epidemien ihre Dörfer zu verlassen, weil sie nicht mehr gut wären – ein Standpunkt, der als richtig angesehen werden kann im Falle, daß das Wasser oder der Boden verseucht war, der aber in anderen Fällen natürlich falsch war. Die Verlegung eines Dorfes bzw. Weilers mit stark zerstreuter Hauslage war in alten Zeiten im Urwaldgebiet keine sehr große Sache, da sicherlich, wie noch jetzt, alle Nachbarn dem einzelnen mithalfen und das Baumaterial ja in nächster Nähe vorhanden war. Erst als Kirchen und andere öffentliche Gebäude und Einrichtungen gebräuchlich geworden waren, wurde eine Verlegung schwierig und daher möglichst vermieden.

Die Cholmission (Remesal II, 571 ff., Ximenez II, 11 ff.) ruhte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zeitenweise ganz, zu anderen Zeiten aber kamen Indianer zu Besuch nach Cahabon, wo sie freundlich aufgenommen, beschenkt und zur Annahme des Christentums eingeladen wurden. Aber erst ein reicheres Geschenk an 40 nach Cahabon gekommene Choles (je eine Axt, die ja viel wirksamer war, als die kleinen Kupferbeile der Eingeborenen, ein Buschmesser und ein Hut) brachte die Sache mehr in Fluß und 1603 mach-

ten die Padres Fray Juan de Esguerra und Fray Salvador Cipriano einen ersten Besuch in einem Choldorf: Cucul, etwa am Mittellauf des Sarstoon gelegen, das sie in 6 Tagen erreichten. Sie knüpften vor ihrer Rückkehr noch Verbindungen mit anderen Dörfern an. Hernach aber kamen auf Einladung des Präsidenten A. C. de Castilla mehrere Kaziken, darunter der von Cucul, nach Guatemala, wo sie sehr freundlich aufgenommen wurden. Im folgenden Jahre reisten dann die beiden genannten Padres wieder nach dem Manché, aber diesmal klugerweise in der Trockenzeit, die ein wesentlich leichteres Reisen gestattet. Die Reise läßt sich auf Grund der mitgeteilten Entfernungen und Richtungsangaben angesichts einer Anzahl sichergestellter Positionen ziemlich gut auf der Karte verfolgen, so daß ich auf eine genauere Beschreibung der Reise verzichten kann und lediglich unter Verweis auf die Karte die Namen der einzelnen Dörfer benenne: Cucul und weit im Norden Manché, Chocahaoc (später oft nur Chocahan oder ähnlich benannt), Hixil (Ilixil, Ixil) am Cacuen (offenbar dem jetzigen Cancuén oder Santa Isabel), Matzin, Ixoux und Yaxhá, worauf der Rückweg angetreten wurde. Die Dörfer waren von verschiedener Größe (zwischen 12 und 100 Häusern). Jedes Haus enthielt eine Großfamilie mit Söhnen und Schwiegertöchtern, Enkeln, Schwägern und Verwandten. Da die Reise angekündigt und gut vorbereitet war, so waren in den Dörfern meist schon Kirchen und Pfarrhäuser fertig oder im Bau und eine größere Zahl Indianer konnte bereits getauft werden. Rückkunft der Padres 26. März.

Trotz der beginnenden Regenzeit zogen im Mai desselben Jahres 1604 die Padres S. Cipriano und Alejo de Montes wieder nach dem Dorfe Manché, wo sie längere Zeit blieben. Es erhoben sich manche Schwierigkeiten (Brand des heidnischen Tempels!), aber es konnten hier und in anderen Dörfern wieder Taufen vollzogen werden.

1605 unterblieb eine Missionsreise, weil zwischen den Geistlichen Uneinigkeiten entstanden waren, so daß sie sogar daran dachten, die Verapaz aufzugeben! Aber am 10. Februar 1606 machten wieder zwei Padres, Salvador Cipriano und Bartolomé de Plaza, eine „Entrada“ ins Cholgebiet. Sie kamen in drei Tagen nach Cahal (dem heutigen Chiahah oder Chahal), wo eben der Cazique Cucul nach Verlassen seines als ungeeignet erfundenen alten Dorfes ein neues errichtete, wobei die Padres 2 Monate lang mithalfen.

Sie setzten die Reise nach längerem Aufenthalt nach Yaxha, Matzin, Ixil und schließlich Chocahaoc fort, an welch letzterem Orte nun zum ersten Male getauft wurde. Dabei wurden den Männern die Zöpfe abgeschnitten – ein großer Schmerz für diese! – und europäische Kleidung eingeführt. Bis 1606 waren 8 Dörfer entdeckt und die Einwohner größtenteils getauft: San Felipe Cahal, San Pablo Yaxha, San Jacinto Matzin, S. Vicente Ixil, S. Maria Asuncion Chocahaoc, S. Domingo Secapulon, S. Miguel Manché und San José Ixbon. Eine Reihe weiterer Siedlungen war bereits erkundet, so daß Remesal in der Hauptsache die Bekehrung der Choles schon als gesichert ansah (Remesal II, 287 ff.).

Am Anfang des 17. Jahrhunderts griff die Mission aber auch die Choles von Amatique auf. Der Anlaß dazu war in erster Linie die Entdeckung des Hafens von Santo Tomas de Castilla (7. März 1604), der einen besseren Schutz gegen die ständigen Angriffe der englischen, französischen und holländischen Piraten versprach und darum auch alsbald vermessen, ausgebaut und benützt wurde. Man begann auch einen Weg nach dem Innern Guatemalas zu bauen, um die Waren unmittelbar nach der Hauptstadt schicken zu können; allein der Plan konnte nicht ausgeführt werden, weil es in den angrenzenden Waldgebieten

an Futter für die Lasttiere fehlte und man nicht auf den Gedanken gekommen zu sein scheint, in geeigneten Abständen künstliche Weideflächen zu schaffen, wie man es jetzt in solchen Lagen tut, um einen regelmäßigen Verkehr zu ermöglichen!

Gleichzeitig mit dem Hafen entdeckte man auch, daß in der Nachbarschaft des Golfs von Amatique Indianer wohnten: Toqueguas (oder wie Ximenez wohl richtiger schreibt, II, 20: Loqueguas), die ebenfalls Chol sprachen. Als Fray Juan de Esguerra dorthin kam, um die Indianer zu bekehren, stellte sich aber heraus, daß sie schon von Comayagua aus bekehrt worden waren. Diese Indianer wurden an dem 3 Leguas oberhalb des Hafens (wohl am Mittellauf des Rio S. Tomas¹) in dem Orte Amatique zusammengesiedelt. Aber als Remesal 1613 den Hafen besuchte, hörte er, daß die aus ihrer natürlichen Umgebung herausgerissenen Neuansiedler (210 Köpfe) schon alle gestorben waren und auch in Amatique selbst (also offenbar unter den Altansiedlern) nur wenige mehr am Leben waren! So rasch starben Umsiedler, oft nur aus Heimweh, in manchen Fällen aus!

Über den weiteren Verlauf der Cholmission in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts sind wir ungenügend unterrichtet. Aus Ximenez geht aber (II, 209) hervor, daß die Zahl der Bekehrten noch bis 1633 wesentlich zugenommen hat. Es waren über 6000 Seelen und folgende neue Dörfer waren hinzugekommen: S. Bartolomé Amiá, Santiago Axpeten, Sto. Tomas de Aquino (d. i. Castilla), Santa Cruz Aputu (vielleicht das jetzige Dörfchen Santa Cruz am Nordostufer des Golfo Dulce?), Nuestra Señora del Rosario, S. Jacinto Yaxapeten, Sta. Catalina de Sena, S. Lucas Yaxha und S. Francisco Xocmó, von denen der Alcalde Mayor der Verapaz erst 1628 Besitz ergriffen hat.² Der starke Zugang an Gläubigen wurde durch die Aufspürung versteckter Siedelungen und Eingemeindung bzw. Zusammensiedelung ihrer Bewohner unter großen Kosten des Ordens erreicht, wobei freilich zugestanden wird, daß sie z. T. auch wieder flohen (Ximenez II, 209 f.). Die außerordentliche Mühe des Aufsuchens und Bekehrens der Ungläubigen haben in erster Linie Fray Gabriel de Salazar, der schließlich erkrankte, und Fray Francisco de Moran geleistet. Leider haben wir aber keine eingehende Beschreibung ihrer Fahrten, weshalb auch die kartographische Festlegung der Mehrzahl der genannten neuen Dörfer nicht möglich ist. Mit ihren Gehilfen haben sie in dem wilden regenreichen Urwaldgebiet sehr vieles erduldet. Wenn ich auf der Karte den möglichen Ort von Xocmó angedeutet habe, so geschah es nur, um wenigstens eine ungefähre Vorstellung der Lage zu geben.

Über feindliche Einbrüche der Lacandonen 6 Leguas von Coban 1628, der Itzaes im Manché 1630 (Wegführen von 300 Gefangenen) und Auflehnung von 11 Manchédörfern berichtet D. Zemurray Stone a. a. O. S. 248.

Die großen Fortschritte der Bekehrung beunruhigten nun die nördlichen Nachbarn, die Ahitzaes und Mopanes, mehr und mehr. Sie begannen die christlichen Dörfer zu belästigen; infolgedessen entflohen manche Gläubige, worauf Moran sie wieder zurückbrachte. Aber nun erfolgte ein starker nächtlicher Angriff, wobei die Feinde einige töteten und mit Beute zurückkehrten (1632), obwohl der Präsident angesichts der schwierigen Lage eine Pa-

¹ Karte des Distrikts von S. Tomas von Dorn 1850.

² Zahlreiche weitere Dorfnamen der Choles finden sich in der Arbeit von Doris Zemurray Stone, *Some Spanish Entradas 1524-1695* in der englischen Wiedergabe des Berichts von Antonio de Leon Pinelo S. 248. Doch ist deren Lage zumeist nicht festzustellen. (Middle American Papers, 4. The Tulane University of Louisiana. New Orleans 1932.)

trouille Soldaten von 20 Mann zum Schutze geschickt hatte. Dieser Erfolg steigerte den Mut der Feinde, die nun im folgenden Jahr mit einer noch größeren Macht das Dorf Manché bei Nacht überfielen, worauf die Soldaten und der Pater selbst nur mit Mühe entrannen, während die Itzaes das Dorf plünderten und in Brand steckten; die indianischen Bewohner aber flohen und kehrten zum Heidentum zurück. Die Geistlichen suchten nun 1633–1635 vergebens nach den Geflohenen, die sich in die Gegend von Yaxcabnal verzogen haben sollten.

Wenn durch diese Ereignisse die gesamten christlichen Indianer des Manché zunächst verschwanden, so wissen wir von den christlichen Dörfern San Andres Polochic und San Matheo Jocoló, daß sie um 1631 infolge des ungesunden Klimas ausgestorben waren (Ximenez II, 202), wie stellenweise auch die Indianer jener Gegenden. Bemerkt sei aber dazu, daß nach Francisco de Viana (Ximenez II, 267) 1592 das Dorf Polochic (zum Teil offenbar!) nach Chiantum verlegt worden war – einem Platze, dessen Lage nicht bekannt ist.

Angesichts des Zusammenbruchs der Cholmission erbat sich Salazar die Hilfe der Regierung, um die Geflohenen zurückzuholen, wobei Indianer von Coban helfen sollten – was wieder zeigt, daß die Cédula von 1541 völlig in Vergessenheit geraten war, denn, wie ich auch selbst aus Erfahrung weiß, die Hochlandkekchí pflegen unter dem heißen Klima des nördlichen Tieflands sehr zu leiden, so daß sie lange nicht so geeignet für derartige Dienste sind, wie Cahaboneros und Lanquineros, die bisher für solche Zwecke Verwendung gefunden hatten.

In seiner Eingabe erwähnt Salazar aber auch wichtige verkehrsgeographische Probleme: er schlägt vor, den Chixoy und Usumacinta bis zur Laguna de Términos zu befahren – ohne zu ahnen, daß gewaltige Stromschnellen südlich Tenosique jede Befahrung dieser Strecke verhindern (Salazar selbst wollte die Fahrt unternehmen, aber seine Begleiter [zuletzt auch Soldaten] ließen ihn im Stiche!). Außerdem befaßte er sich mit dem Plan eines Überlandweges von Yucatan nach Guatemala, dessen prophezeite günstige Folgen freilich nach der Fertigstellung am Ende des Jahrhunderts niemals sich eingestellt haben, da die Entfernung allzu gewaltig ist.

1637 suchte Salazar, ebenfalls wieder vergeblich, die geflüchteten Choles und starb sodann an den Folgen der erworbenen Krankheit. Um 1640 aber kam Moran auf der Suche nach seinen Flüchtlingen und in Verfolgung des Überlandwegplanes bis Bacalar (Salamanca) im südöstlichen Yucatan – vergeblich! Die Bekehrung der Choles betrachtete er nunmehr als unerreichbar.

Die Zustände im Cholgebiet, soweit die Bewohner geflüchtet waren, was doch für den größeren Teil der Fläche der Fall war, kann man sich kaum traurig genug für die erste Zeit vorstellen. Denn da die Missionare nirgends imstande waren, auch nur Spuren der Geflüchteten zu finden, so muß man annehmen, daß sie in den entlegensten Gegenden in zeitweiligen Nothütten hausten und wenn überhaupt, so doch nur in bescheidenem Umfang Felder anlegten, vielfach sogar auf die Nahrungsmittel angewiesen blieben, die der Wald ihnen an eßbaren Früchten und Wild bot. Das ist aber, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, gänzlich unzureichend zu einer genügenden Ernährung, weshalb man annehmen muß, daß die armen Indianer – wenigstens anfänglich, solange noch die Nachforschungen der Missionare fortgesetzt wurden – völlig unterernährt waren und auch nur dürftige Wohnungen hatten, was die Entstehung von Krankheiten begünstigt und damit weiteren Rück-

gang der Bevölkerung verursacht haben wird. Höchstens in manchen Tieflandgebieten boten Wälder von Corozopalmen (*Attalea Cohune*) durch die vielen und nährstoffreichen Corozonüsse bessere Möglichkeiten.

Es war ein Glück, daß bald alle Versuche aufhörten, in dem aufständischen Gebiete weiter für Rückgewinnung der Abtrünnigen zu arbeiten, so daß doch nach kurzer Zeit wieder der normale Friedensbetrieb des Säens und Erntens einsetzen konnte. Bald bildete sich auch wieder ein gewisser Verkehr mit den Christen heraus, insofern die Choles zuweilen nach Cahabon kamen und Äxte oder Buschmesser (manchmal auch Schellen für ihre Tänze) erbaten, die ihnen die Padres gaben oder auch zuweilen verweigerten. Die Padres hatten freien Zutritt zu den Cholsiedelungen, aber man erlaubte ihnen keine Bekehrungsversuche oder Zusammensiedelungen in geschlossene Dörfer mehr (Ximenez II, 357). —

Nachdem die Cholmission lange Zeit völlig geruht hatte, erwachte sie um 1672 unerwartet wieder zum Leben, als von Cahabon aus ein bereits alter Laienbruder, Fray Geronimo Naranjo, aus Gesundheitsrücksichten in die Urwälder bei San Lucas Zalac ging, wo er sich gut mit den Indianern zu stellen wußte. Er forderte sie schließlich auf, das Christentum anzunehmen, und als der Prior von Coban kam, ließen sich etliche 40 taufen. Daraufhin erbaten einige Choles in Guatemala sogar einen Seelsorger, und Fray José Delgado kam in das neue Missionsgebiet. 1674 folgte Fray Francisco Gallegos mit 3 andern nach, so daß hier schließlich 5 Priester dem Bekehrungswerke dienten.

Es galt nun aber auch, da über 30 Jahre lang keine Padres mehr von Cahabon aus ins Cholgebiet gekommen waren, die Orte der früheren christlichen Dörfer daselbst wieder aufzufinden, was eine schwierige Aufgabe war, da ja nie steinerne Bauten darin errichtet gewesen waren.

Die Padres kamen über den Rio Maitol und den Berg Xcarruchan an den Rio Yaxhá und bis nahe dem Cancuén, wo das Dorf San Jacinto Matzin gegründet wurde. Es folgte darauf die Gründung des Dorfes San Pablo Tzuncal, dessen Häuptling Ixil hieß. Und weiter ging es nach May, dessen Hütten aber leer waren. Plötzlich erschienen Indianer mit Bogen und Pfeilen, die sich aber bald beruhigten (Ximenez II, 366). Nach Villagutierre (S. 156), der vielfach die Angaben des Ximenez ergänzt, aber freilich auch manchmal erheblich davon abweicht, waren ausgewanderte Leute aus Coban und Cahabon darunter, was zeigt, daß die christlichen Indianer der Verapaz sich doch noch leicht wieder in das heidnische Leben einfügten.

Nach Gründung des Dorfes San José May setzten die Missionare ihren Weg nach Chocahau fort, das sie aber verlassen vorfanden, weshalb sie auch auf einen Besuch des nahen Dorfes Manché verzichteten und nach San Lucas zurückkehrten, in das sie die nahen Dörferchen Rosario und San Felipe eingemeindeten.

Im Cholgebiet hörte Gallegos von dem Vorhandensein der „Ahxoyes“, d. i. der „Anwohner des Rio Chixoy“. Unter großen Strapazen ging er dorthin und stellte in der nordwestlichen Verapaz fest, daß es christliche Indianer von Coban waren, die sich in jener Gegend niedergelassen hatten. Sie hatten dort heidnische Frauen genommen, die der Missionar samt ihren Kindern nun taufte (1675).

Zu Anfang des Jahres 1676 reiste Gallegos wieder ins Cholgebiet, diesmal reich versehen mit Kleidern, Äxten, Buschmessern und Rosenkränzen. Die Reise ging über San Lucas nach den christlichen Dörfern im Nordosten, einschließlich Chocahau und Manché.

Wieder wurde getauft, aber andererseits auch erkannt, daß das Heidentum damit noch nicht ausgerottet war, denn man fand eine große Menge von Götzenbildern, darunter ein eben erst gebranntes, noch heißes Tonbild. Sie wurden natürlich zerstört. Die Zahl der Getauften betrug 2346 (nach Villagutierre S. 161).

Als Gallegos und Delgado erfuhren, daß in der Gegend des Golfo Dulce und des Castillo viele heidnische Choles vorhanden waren, wandten sie sich dorthin, worauf der Pfarrer des Castillo, der ja dem Bischof von Comayagua unterstand, ihnen aber sagen ließ, daß dies sein Wirkungsbereich wäre. Sie mußten also unverrichteter Dinge wieder abziehen (1676).

1677 kehrte Fray José Delgado in das Cholgebiet zurück. Dort hatte die Aufsichtsbehörde der spanischen Regierung, der Alcalde Mayor Don Sebastian de Olivera y Angulo, getrieben von Geldgier, „die alle Alcaldes Mayores erfaßt“, einen Handel in Cacao und Achiot (einem pflanzlichen Färbestoff) mit den Choles angefangen, nachdem zwischen den Indianern der Verapaz und den Choles sich wieder ein reger Handelsverkehr eingebürgert hatte. Ich habe nicht finden können, seit wann ein solcher Alcalde Mayor – was man auf Deutsch vielleicht mit „Oberbürgermeister“ übersetzen könnte – in der Verapaz amtierte, jedenfalls war zur Zeit der Abfassung der Relation noch keine Rede davon, obgleich ein Zählungsbeamter das Land bereiste und schon vorher Tribut von den Indianern erhoben worden war – letzteres aber offenbar noch durch die Dominikaner. Die ständige Anwesenheit eines spanischen Beamten in der Verapaz ging an sich schon gegen den Geist der ursprünglichen Abmachung, daß kein Weißer außer den Padres in der Landschaft wohnen dürfte, und das Beispiel zeigt, daß damit auch Unregelmäßigkeiten Tür und Tor geöffnet worden sind. Zum Handel und damit zur Verteilung der Äxte und Buschmesser hatte der Alcalde Mayor einen Verapazindianer, Bartolomé Coc, angestellt. Hatte sich der Handel im Vorjahr während der Anwesenheit Gallegos in den Urwäldern in bescheidenen Grenzen gehalten, so traten erhebliche Mängel hervor, als Gallego fortging und krank wurde: es erfolgten starke Übergriffe gegen die Interessen der Choles seitens der Verapazindianer bei den Verteilungen,¹ weshalb Delgado in Konflikt mit dem Alcalde Mayor geriet.

Nach Besuch der Manchédörfer reiste Delgado (mit Briefen des Präsidenten an den Gouverneur von Yucatan betreffend Eröffnung eines Überlandweges von Yucatan nach Guatemala), begleitet von wenigen Indianern, ostwärts auf dem Wege, den Moran 1640 genommen hatte und entdeckte viele Cholweiler bis an die Meeresküste hin. Über die abenteuerlichen Erlebnisse des mutigen Glaubensboten braucht hier nicht näher berichtet zu werden. Wohl aber sei bemerkt, daß Fray José Delgado ausgesprochen geographische Interessen hatte, und wenn er auch keine Charakteristiken für die einzelnen Gegenden gibt, so hat er wenigstens die Entfernungen der einzelnen Ortschaften und die berührten Flüsse notiert und selbst über Gegenden, die er nicht besuchte, Erkundigungen eingezogen.

Die Darstellung der Reise ist leider im ersten Stück derselben mangelhaft, denn wenn man annehmen wollte, daß die Reiseroute von Manché geradlinig zur Küste geführt hätte, so würde man feststellen müssen, daß die Leguazahlen dafür eine viel zu große Strecke angäben. Die Frage zu klären sind wir schon darum nicht leicht imstande, weil die be-

¹ Vgl. Ximenez II, 438f.

stehenden topographischen Karten gerade für dieses Gebiet äußerst ungenügend sind. Auch wenn ich die annähernden Verbesserungen mit in Betracht ziehe, die ich selbst für das Gebiet in der Tafel 17 von Petermanns Mitteilungen 1934 gebracht habe, bleibt es noch schwierig, das Rätsel zu lösen. Glücklicherweise ist aber der Ort eines ehemaligen Dorfes bekannt (Pusilhá), und da jetzt wieder ein Dorf dieses Namens in der Nähe des gleichnamigen Flusses vorhanden ist, die Namen aber zumeist an den alten Orten haften bleiben, so erkennt man, daß die Entfernungen von Pusilhá aus zur Küste ungefähr stimmen und daß also offenbar von Manché aus ein bedeutender Umweg – etwa zum Besuch eines Bekannten oder Verwandten, wie es die Indianer gerne tun – bis Pusilhá gemacht worden war, und zwar, wie man aus der Beschreibung immerhin erkennen kann, nordwärts bis zum Rancho Zibac. Nimmt man dieses an, so erklären sich alle weiteren Fragen. Auch die Frage der Lage des Rio Conconhá klärt sich nun in einfacher Weise: es ist ein Nebenfluß des Rio Yaxal ebenso wie der Latetun und hat nichts zu tun mit dem Rio Cancanha, der bei Tzuncal vorbeifließt, wie Ximenez III, 13 berichtet. Freilich ist gegenwärtig der Name nicht mehr in Gebrauch, vielmehr sagt man jetzt Rio Tzuncal, der übrigens nicht nach Westen fließt, wie Miß Doris Zemurray Stone auf ihrer Karte a. a. O. angibt, sondern nach Süden, entsprechend der Abdachung des Gebirges von San Luis.

Eine besondere Schwierigkeit für die Erkenntnisse der wahren Flußverhältnisse beruht darin, daß in den Kalk- und Dolomitgebieten dieser Gegenden sehr zahlreiche Flüsse längere Strecken unterirdisch fließen; die Ein- und Ausflußstellen sind aber nur in wenigen Fällen genauer bekannt, die Länge der unterirdischen Strecken also in den meisten Fällen nur vermutet.

Ich verzichte auf genauere Beschreibung der Überlegungen, die mich bei der kartographischen Fixierung dieses oder jenes Ortes leiteten und bemerke nur, daß eben die Unterlagen auch nicht in allen Fällen ein gleiches Maß von Zuverlässigkeit aufweisen, wie ich denn aus Erfahrung weiß, daß Wegaufnahmen im Falle von Krankheit leicht minder genau werden und so gewiß auch Entfernungsschätzungen.

Die Leguas im östlichen Waldgebiet mußte ich mehrfach recht klein annehmen – was vielleicht in der Krankheit der damaligen Träger Delgados seine tatsächliche Erklärung hat, – während ich für die ebenen und trockenen Pineridges (Grasfluren mit eingestreuten Kiefern) im jetzigen Britisch-Honduras fast überall den Wert von 4 km annehmen konnte und damit gute Ergebnisse bekam.

Außer einer Reihe von Siedelungen, die so ziemlich genau festgelegt werden konnten: Martin Petz, Timilahan, Yocobá, Pococ, Xacá u. a. konnten namentlich die alten Namen aller größeren Flüsse von Britisch-Honduras festgestellt werden. Es sind dies von Süden nach Norden: Zactun = Sarstoon, Tutuilha = Temash River, Yaxal oder Yajal, auch Rio de la Cruz = Rio Moho, Paliac = Rio Grande, Puletan = Golden Stream, Vacon oder Uak'an = Deep River, Vain oder Uain = Monkey River, Campin oder (in Zemurrays Schreibweise S. 268) Camquim = South Stann Creek, Puhuy = Sittie River, Xoité oder Soyte = North Stann Creek, wobei aber bemerkt sei, daß Zemurray S. 263 die nicht von der Hand zu weisende Annahme macht, daß Delgado die beiden Namen verwechselt habe, indem sie auf die Ähnlichkeit der Namen Soyte und Sittie aufmerksam macht und deshalb eine Umstellung beider befürwortet. Texoc oder Texok entspricht dem gegenwärtigen Mullins River, Texach oder Texoch dem Manatee River, Xibun oder Xilam

dem Sibun, Balix dem Belize River, Tipu dem Rio Hondo mit seinem Hauptquellfluß Rio Azul (Ximenez II, 396).

Interessant ist auch, daß Delgado Erkundigungen nicht nur über die nähere Umgebung des Hauses Martin Petz einzog, sondern auch über den Weg nach Ahitzá (dem Petensee), wobei für die wichtigsten Plätze die Entfernungen in Tagereisen angegeben sind und so eine ungefähre Einzeichnung möglich wird: 1 ½ Tagereisen nach Cantelac, wo eine uns unbekannte Sprache (Omon) gesprochen wurde, 1 Tagreise nach Tixayab, und weitere 1 ½ Tagereisen nach Tixonté, dem Hauptort der Mopanes, der vermutlich in der Gegend des heutigen San Luis gelegen hatte, von wo aus man in vier Tagen nach Ahitza gelangte, und zwar vorwiegend durch Savannenland, was darauf hinweist, daß damals die Gegend dichter bevölkert gewesen ist als gegenwärtig.

Delgados Reise durch Britisch-Honduras ist übrigens auch insofern von allgemeinerem Interesse, als sie die schweren Belästigungen erkennen läßt, die der Reisende seitens der englischen Piraten zu gewärtigen hatte. Die Rückkehr des Paters von Mérida erfolgte (Anfang 1678) in der Hauptsache auf dem Wasserwege und hernach den Sarstoon aufwärts nach San Lucas Zalac, das unmittelbar am Ufer dieses Flusses lag.

Im Cholgebiet hatten sich während der langen Reise Delgados die Zustände immer mehr verschlimmert. Da waren vor allem die Übergriffe des vom Alcalde Mayor zum Gobernador ernannten Indianers Bartolomé Coc immer weiter gegangen, ohne daß die staatliche Aufsichtsbehörde eingeschritten wäre. Und wenn sich schon daraus bedrohliche Unzufriedenheit bei den Choles entwickelte, so steigerte sich diese noch, als Spanier und Mulatten von Bacalar her in das Gebiet eindrangten. Das war ein schwerer Verstoß gegen das von Las Casas erlangte Prinzip völligen Ausschlusses von Nichtindianern innerhalb der Verapaz – ein Verstoß, der alsbald schlimme Frucht trug. Es ist zwar nicht berichtet, inwiefern die eingedrungenen Weißen und Mulatten sich verfehlt haben, allein nach der Art und Weise, wie manche Mestizen sich noch jetzt zuweilen in Indianerhütten aufführen, darf man wohl annehmen, daß sie den Indianerinnen zu nahe getreten sind, was deren Väter oder Männer alsbald rächten. So ist es nicht zu verwundern, daß in jener Zeit mehrere Weiße von den erzürnten Choles erschlagen wurden und daß die Stimmung immer schlechter wurde. Es kam auch schließlich dazu, daß sich die Indianer in Manché erhoben und bewaffnet nach den Dörfern Chocahan, May und Ixil kamen, wo sie die Bewohner zwangen, sich in die Wälder zurückzuziehen. Als auch in San Lucas eine unzufriedene Stimmung sich zeigte, ließ Fray José Delgado bewaffnete Indianer aus Cahabon kommen und rettete damit vorläufig die Situation. Die Manchés kehrten nun in ihr Heimatdorf zurück, aber die Gegend von Cancuén bis Manché blieb im Aufruhr. Wenssichon das Heranziehen Bewaffneter vorläufig einen beruhigenden Einfluß auf die Gemüter ausübte, so war es doch ein Bruch des von Las Casas aufgestellten Prinzips nur friedlicher Mittel, und der Erfolg bewies, daß die Gewalt nur für kurze Zeit Erfolge zeitigte.

Natürlich wurde die kritische Situation auch den benachbarten Heiden bald bekannt, weshalb die Lacandonen Anfang 1678 wieder in die nördliche Verapaz vorstießen und im Cholland die Unruhe weiter glimmte, die Delgado vergeblich durch Boten, die er nach Manché schickte, zu besänftigen suchte. Der Alcalde Mayor tat nichts gegen die Vorgänge im Manché.

Dazu trat aber nun noch ein weiteres Moment: In San Lucas kam eine verheerende

Seuche auf (Katarrh, Fieber und Dysenterie), die über 400 Todesfälle verursachte und alle kleinen Kinder hinwegraffte. Infolgedessen wurden die Indianer traurig, und indem sie sagten, der Ort des Dorfes wäre nicht gut, verzogen sie sich nach und nach in aller Stille, bis schließlich die Padres mit ihren persönlichen Dienern aus Cahabon allein zurückblieben. Auch die Cahaboneros konnten oder wollten die Geflohenen nicht zurückbringen, weshalb die Padres nun den Rückzug antraten und mit ihren Leuten, den Heiligenbildern, Kirchenglocken und sonstigen heiligen Geräten nach Cahabon zurückkehrten.

Aber 1682 beabsichtigte Delgado mit zwei anderen Missionaren die Bekehrungsarbeit wieder aufzunehmen. Ehe sie jedoch abreisten, schickten sie 5 Indianer, die mit den Choles Handel zu treiben gewohnt waren, als Gesandte und Kundschafter voraus, die aber alle getötet wurden. Trotzdem gingen die drei Padres nach San Lucas, wo sie die Kirche und die Häuser verbrannt vorfanden. Sie erbauten nun eine Hütte mit Palmblattdach für sich und die Cahaboneros. Bei Nacht aber kamen häufig (Ximenez II, 419) einzelne in der Nachbarschaft versteckte Indianer, um zu spionieren. Da es nicht gelang, mit den Indianern von San Lucas in Verbindung zu treten, so riefen sie Choles von Petenhá herbei (einem Dorfe in der Nähe des Castillo, aber von nicht genauer bekannter Lage), die unter der Seelsorge des Pfarrers vom Golf und damit in der Diözese des Bischofs von Comayagua standen. Sie kamen nach vier Tagen bewaffnet nach San Lucas und eröffneten den Padres, daß sie nicht wüßten, wo die Choles von San Lucas wären mit Ausnahme weniger, die sich in Petenha aufhielten. Falls die Padres nach Petenha kommen wollten, so möchten sie keine Kreuze und Heiligenbilder mitbringen und nicht länger als 3 Tage bleiben! Da außerdem keine Choles von den Padres aufgefunden wurden, so beschlossen sie nach Anfrage beim Provinzial, sich aus den Wäldern zurückzuziehen.

Nun trat eine längere Pause in den Bekehrungsbestrebungen ein, bis am 14. März 1585 Fray Agustin Cano mit etlichen Gefährten wieder Cahabon verließ und nach 4 Tagen den Ort erreichte, wo ehemals San Lucas gestanden hatte. Keine Hausfundamente zeugten mehr von der früheren Besiedelung. Lediglich der Ort ehemaliger Maisfelder (Milpas) war noch an dem Fehlen großer Bäume kenntlich. Mit großer Mühe und auf weitausgreifenden Ausflügen gelang es allmählich wieder 300 Indianer zu sammeln und das Dorf aufzubauen, was aber sehr schwierig war wegen des gebrochenen Geländes, denn das ebene Land war sumpfig oder Überschwemmungsgebiet. Allmählich kamen weitere Zugänge.

1686 war das Dorf schon erheblich gewachsen, denn wenn auch dann und wann wieder Leute entliefen, kamen andererseits auch wieder Siedler dazu.

1689 kamen mehrere neue Geistliche nach San Lucas, weil in dem sehr ungesunden Klima rasch Ersatz für kranke oder erholungsbedürftige Missionare notwendig wurde. Nur einer (Fray José Angel Zenoyo) hielt in guter Gesundheit aus, während oft kräftige Leute nach wenigen Tagen erkrankten. Manchmal war daran schuld, daß sie ihre Pavelones (Moskitoschutz) oder sogar Teile ihrer eigenen Kleidung hergaben, um Indianer zu kleiden – ein wohlgemeintes Verfahren, das aber, wenn ich meine Beobachtungen in der Südsee richtig deute, zum Schaden der Bedachten selbst ausgeschlagen haben wird, denn ein Nackter wird nach Aufhören des Regens in kürzester Zeit wieder trocken, während ein durchnäßter Anzug stundenlang braucht, bis er wieder völlig trocken ist. Somit ist bei bewegter Luft während der Dauer der Durchfeuchtung die Gefahr einer Erkältung, die in den Tropen oft Fieber auslöst, sehr groß.

Im Februar 1689 zündeten die christlichen Choles selbst wieder das Dorf San Lucas bei Nacht an, so daß die beiden Padres mit ihren zwei Cahabonindianern barfuß und ohne genügende Kleidung den 25 Leguas weiten Weg nach Cahabon antreten mußten! Die Choles selbst aber zerstreuten sich wieder in den Wäldern.

Die Padres berichteten nun dem Alcalde Mayor der Verapaz (Don José Calvo de Lara) und dem Präsidenten Don Jacinto de Barrios Leal das Geschehene und baten um die Erlaubnis, mit Cahabonindianern die abtrünnigen Choles herauszuholen und an einem Orte anzusiedeln, wo sie ohne Fluchtgefahr im Glauben unterrichtet werden könnten (Ximenez II, 487). Die Erlaubnis wurde gewährt und von Cahaboneros in mehreren Streifen die Mehrzahl der Geflüchteten wieder eingefangen und nach dem weit entfernten Tale von Urran (oberhalb des Motaguatals) gebracht, wo aber, wie sich später herausstellte, der Boden unfruchtbar war. Deshalb mußten, wie Ximenez berichtet, die Maisfelder höher oben im Walde angelegt werden, wo es aber wegen der Tiere schwierig war, gute Ernten zu erzielen, weshalb die Leute es vielfach vorzogen, in benachbarten Zuckerpflanzungen zu arbeiten, als selbst Feldbau zu treiben. Die Ansiedelung lag auf der Südabdachung der Sierra de Chuacús in 1500 m Höhe, also in ausgesprochenem Gegensatz zu der Cédula von 1541, die bestimmte, daß keine Indianer des Tieflandes ins Hochland gebracht werden sollten! Allerdings gehört diese Höhenlage noch der Tierra templada an, aber der Klimaunterschied war für Indianer, die in höchstens 100 m Höhe gelebt hatten, doch sehr beträchtlich. Dazu kam, daß sie bisher in einem feuchten Urwaldgebiete gelebt hatten und sich nun plötzlich in eine offene Landschaft mit langer Trockenzeit versetzt sahen, wo sie auch eine andere Art von Bodenbearbeitung anwenden mußten und größtenteils nicht mehr die altgewohnten Nutzpflanzen anbauen konnten, wie in ihrer ursprünglichen Heimat!

1697 wurden weitere Gruppen von Choles aus dem Gebiet nördlich von Cahabon gesammelt und im Tal Urran (Dorf San Clemente y San Diego oder Belen bzw. Santa Cruz) angesiedelt, wo sie aber sehr traurig wurden, als ihnen die Konkubinen genommen und nur je eine Frau gelassen wurde (Villagutierre S. 544 ff.). Es wird nichts Näheres über die Sterblichkeit der Neuangekommenen berichtet, sondern nur gesagt, daß eine Epidemie, die in Rabinal 80, in Cahabon über 100 Todesfälle verursacht hatte, in Belen nur 21 hinwegraffte. Aber es kann kein Zweifel sein, daß viele durch den Klimawechsel getötet worden sind.

Das Dorf Santa Cruz El Chol besteht noch heute, aber während am Anfang des 19. Jahrhunderts in allen Dörfern der Verapaz sonst noch Indianisch gesprochen wurde, war nach D. Juarrros¹ allein in El Chol schon Spanisch gebräuchlich, was zeigt, daß diese entwurzelte Indianerkolonie ihr Volkstum nicht auf die Dauer hatte bewahren können.

Das Beispiel der Cholansiedelung im Urrantal machte Schule, denn um dieselbe Zeit gab der Alcalde Mayor von Amatique den Indianern des gleichnamigen Dorfes den Auftrag, heidnische Indianer einzuholen, worauf sie in der Tat 85 Personen heimbrachten, die in dem Indianerdorf Amatique (an der Stelle des heutigen Livingston) angesiedelt wurden. Seit wann das Dorf Amatique neben der Mündung des Rio Dulce besteht, habe ich nicht feststellen können. Ob etwa die letzten Reste des am Mittellauf des Rio de Santo

¹ Compendio de la Historia de la Ciudad de Guatemala. Guatemala 1808. I. S. 100.

Tomas gelegenen, früher erwähnten Dorfes desselben Namens (Amatique I) dort angesiedelt worden sind oder ob das Dorf erst nach dem Erlöschen jenes anderen aus benachbarten Indianern gebildet worden ist, wird wohl schwer noch festzustellen sein (Amatique II).

Der völlige Mißerfolg der Cholmission scheint mir in der Hauptsache darauf zurückzugehen, daß die Choles, die durch das völlige Fehlen größerer festgefügtter Staatsgebilde schon ihren Hang zur Vereinsamung bekundet haben, eben durchaus dem System der Reducciones abgeneigt waren und darum immer wieder in die Einsamkeit entlegener Waldwohnungen zurückkehrten, wo immer sich die Gelegenheit dazu bot. Im Grunde war also ungenügende Berücksichtigung der psychologischen Eigenart des Indianervolks schuld an dem Fehlschlage! Daß das treue Festhalten am alten Glauben, das auch bei anderen Indianerstämmen Guatemalas in Resten bis auf den heutigen Tag erkennbar ist, ebenfalls eine große Rolle gespielt hat, ist offensichtlich, und als Drittes wird in manchen Fällen und Gegenden auch schlechte Behandlung der Indianer angegeben – ein Moment, das nur gelegentlich in der Geschichte der Cholmission anklingt und z.T. auf das Dazwischentreten von Spaniern als Aufsichtsbehörden innerhalb der Dominikanerprovinz zurückgeführt werden kann.

Je mehr die Gedanken von Las Casas und die alten Verhaltensmaßregeln allmählich in Vergessenheit gerieten, desto mehr trat Verfall der gesamten Unternehmung ein. Und selbst ausgezeichnete Vertreter des Dominikanerordens, wie Fray Agustin Cano, zeigen dann und wann Gedanken, die sich sicherlich unheilvoll ausgewirkt hätten, wenn sie in die Wirklichkeit umgesetzt worden wären, so die Idee, im Herzen des Chollandes eine spanische Kolonie zu gründen, um die Indianer zusammenzuhalten (Villagutierre S. 169), wobei an San Lucas als Ort gedacht war (S. 175), bzw. in anderem Zusammenhang an Mopan (S. 278).

Auf manche andere Fehler in der Frage der indianischen Ansiedlungen ist schon oben hingewiesen worden.

Aber auch von fremder Seite her erfolgten am Ende des 17. Jahrhunderts Schritte, die geeignet gewesen wären, das große Missionsunternehmen erheblich zu erschweren, indem 1693 zwei Franziskanerpadres im Cholgebiet erschienen und 2000 Indianer taufte: Fray Melchor Lopez und Fray Antonio Margil. Die Unterweisung war aber offenbar recht oberflächlich, da die Choles sie immer nur zwei Tage zuließen und nichts von Reduktionen wissen wollten.

Wenn sie auf die Dauer sich festgesetzt hätten, so wäre die Gefahr mancher Störung des vollen Friedens unter den christlichen Indianern nahegelegen. Aber das Auftreten der Franziskaner blieb in der Verapaz eine kurze Episode: Sie besuchten mit Cobaneros die Lacandonen und kamen mit einem Dutzend Leute dieses Stammes nach Coban, um Frieden mit den Cobanleuten zu schließen. Die Lacandonen wurden in Coban sehr freundlich aufgenommen und lange sehr gefeiert. Als sie aber heimwärts zogen, erkrankten alle Lacandonen und 11 von ihnen starben. Da erzürnten sich die Lacandonen sehr und hätten beinahe die Padres getötet. Dieselben versuchten zwar die Indianer zu beruhigen, aber diese drängten auf Verlassen des Dorfes. Dazu kam, daß ein großer Teil des Dorfes abbrannte; die Padres zogen sich nun in den Wald zurück. Als sie aber nach kurzem Aufenthalt selbst wieder ins Dorf zurückkehren wollten, waren die Indianer schon eifrig beschäftigt,

ihren heidnischen Tempel mit den Götzenbildern wiederherzustellen. Sie verwehrten den Missionaren den Eintritt mit ihren Lanzen und zwangen sie so zur Rückkehr nach Guatemala (1694, Ximenez III, 3 ff.).

1695 war auf Anordnung des Königs die Fortsetzung der Cholmission beschlossen worden, jedoch vermochte Fray Cristobal de Prada, der im folgenden Jahre den Opfertod in Ahitzá erleiden sollte, keinen nachhaltigen Erfolg zu erzielen (Ximenez III, S. 96). Im gleichen Jahre faßte man auch den Entschluß, die Itzaes und Lacandonen in einem von Yucatan, von Guatemala und von der Verapaz ausgehenden kombinierten Feldzug niederzuwerfen, was auch gelang (1696). Dem Verapazheere war Fray Agustin Cano beigegeben. Der An- und Rückmarsch erfolgte im Süden auf dem Wege über Mopan, ohne daß dabei wesentlich Neues beobachtet worden wäre, es sei denn das Bestehen einiger neuer Dörfchen am Wege.

Die schwierige Beschaffenheit und die Länge des Weges von der Verapaz nach dem Petén machte sich dabei wieder sehr unliebsam bemerkbar, weshalb der Gouverneur von Yucatan die Frage des Ausbaus des südlichen Abschnittes des durch den Sieg über die Itzaes möglich gewordenen Überlandweges Yucatan-Guatemala ernstlich ins Auge faßte. Er beauftragte den Kapitän Don Pedro de Zubiaur 1697 mit dem Piloten Juan Antonio de Caravajal und einer Schar Indianer einen näheren Weg vom Peténsee nach Coban zu eröffnen. Zubiaur führte den Auftrag aus und berichtete, daß er mit nur 35 Leguas vom Peténsee nach Lanquin gekommen wäre. Das war sicher nicht ganz richtig, denn die Luftlinie beträgt – unter Annahme der theoretischen Länge der Legua zu 4,175 km – 35,9 Leguas. Man könnte daher geradezu annehmen, daß er lediglich nach der Karte die Luftlinie angegeben hätte, sofern er eine solche besaß!

Da Zubiaur aber angibt, 13 Flüsse überschritten zu haben, davon drei auf Flößen (Villagutierre S. 576), so erkennt man, daß er in der Tat östlich des Rio de la Pasion (damals Xocmó genannt), und zwar nahe diesem in fast genau südlicher Richtung marschiert ist und daher nicht viel über die von ihm genannte Leguaszahl gebraucht haben wird. Er hat also seinen Auftrag gut ausgerichtet, was die Entfernung betrifft, indem er nur etwa $\frac{3}{4}$ des Weges benötigte, den der alte Mopanweg aufweist. Allein es ist sehr die Frage, ob der Weg je dauernd brauchbar geworden wäre, da Zubiaur, wie man aus seiner Beschreibung schließen kann, in der stärksten Trockenzeit seinen Weg aufschlug. Wenn aber die Regenzeit herrschte, so wären aller Wahrscheinlichkeit nach gewaltige Überschwemmungen aufgetreten, die den Weg für längere Zeit unpassierbar gemacht hätten: Der Mopanweg war zwar für die Strecke Coban–Peténsee um $\frac{1}{4}$ weiter, aber er überschritt die Flüsse im Oberlauf und blieb daher auch in der Regenzeit zur Not gangbar. Ob diese Überlegung schon damals Kennern der Verhältnisse gekommen ist, oder ob nur die Ausmündung in San Agustin Lanquin als ein Fehler der Trace angesehen worden ist, wissen wir nicht; jedenfalls erhielt Caravajal offenbar den Auftrag, von Coban aus gleich nach Norden zu gehen und dann erst Anschluß an die Schneuß Zubiaurs zu suchen.

Als Caravajal nach Coban kam, war der Alcalde Mayor Don Diego Pacheco gerade auf einer Dienstreise abwesend und die Dominikaner gaben ihm, während die technischen Vorbereitungen für die eigentliche Arbeit getroffen wurden, drei ortskundige Indianer mit, mit denen er zunächst eine Rekognoszierung vornahm. Als Kenner der indianischen Fähigkeiten in der Orientierung und Wegfindung glaube ich, daß er sich durchaus auf

diese Leute hätte verlassen können. Aber als er nach Coban zurückgekehrt war, ließ der inzwischen heimgekommene Alcalde Mayor die drei Indianer grausam durchprügeln, weil sie den Piloten auf den Weg gebracht hätten! Er wollte den Weg anders gelegt haben und als Caravajal auf seinem Auftrag bestand, behandelte er ihn unfreundlich. Schließlich ging der Pilot mit 50 Indianern, darunter 10 Schreibern, zur Wegaufschlagung ab.

Die Alcaldes von Coban führten ihn in ein schwieriges Gelände, bis Caravajal sich unabhängig machte und in die Nordsüdlinie von Coban einlenkte, womit sie auf den Chajvovuch-See hätten kommen müssen, den sie umgingen. Sie bauten eine Brücke über den Rio Zaclech, der jetzt Yalicar („wo Fische vorkommen“) heißt. Nördlich davon zieht sich der Bergzug Zaclech hin, den der Weg sicherlich auch damals schon in seiner tiefsten Einsenkung Pecajbá (510 m) überschritten haben wird. Mit nur noch wenigen Begleitern setzte Caravajal seinen Weg nordwärts fort und traf im Tiefland bald auf alte Maisfelder zwischen zwei Dörfern, in deren westlichem, das jetzt nicht mehr besteht (Zocomo), die Indianer Handel in Achiote und Kakao trieben. Das andere Dorf (vermutlich das heutige Chisec) war von Choles und von Indianern bewohnt, die vor den Lacandonen geflohen waren (offenbar Acaláes). Unter manchen Abenteuern wurde die Sierra de Chinajá erstiegen, die Villagutierre als Sierra Madre bezeichnet, während Ximenez spöttisch von Sierras Hijas (Tochtergebirgen) spricht. Von der Höhe aus (etwa 800 m) erblickte man Savannen und einen See. (Ich muß hier bemerken, daß ich selbst von dieser Höhe aus beides nicht gesehen habe: vermutlich war der See nur eine zeitweilige Überschwemmungsfläche – denn Caravajal arbeitete nun während der Regenzeit – und die Savannen zeugten von einer ziemlich starken Bevölkerung in diesem jetzt weithin ganz unbewohnten Gebiete, das demnach seit dem 16. Jahrhundert stark an Einwohnerzahl abgenommen hat.) Die Leute ließen sich nur mehr schwer zur Fortsetzung des Marsches bewegen, und als sie an einen großen Fluß kamen (vermutlich den Rio Xacmoilha), meuterten und flohen sie, so daß Caravajal mit nur einem Begleiter zurückblieb. Nach einer kurzen Fahrt flußabwärts traten auch sie den Heimweg nach Coban an, wo sie von den Dominikanern gut, vom Alcalde Mayor aber sehr schlecht aufgenommen wurden. Villagutierre läßt durchblicken, daß dieser mit den Indianern des Nordens einen privaten Handel in Achiote, Baumwolle, Kakao und Vanille betrieb und daß ihm deshalb Caravajals Wegbau nicht paßte. Caravajal hielt sich nun lange im Konvent von Coban versteckt, bis er schließlich heimlich über Sacapulas und Tabasco nach Campeche reiste (Villagutierre S. 656).

Ich hielt es für angebracht, diese Episode hervorzuheben, da sie ein grelles Schlaglicht auf das Verhalten der weltlichen Obrigkeit in Coban zu jener Zeit wirft. —

1699 entsandte der Präsident der Audiencia von Guatemala zur besseren Kolonisation des Petén 25 (weiße) Familien, 1200 Stück Vieh und Pferde für die Aufzucht sowie Saatgut nach dem Petén, womit ein neues Kapitel der Geschichte dieses Landstrichs anhub. Der alte Mopanweg aber blieb noch mehr als anderthalb Jahrhunderte die einzige Verkehrsmöglichkeit zwischen der Verapaz und dem Petén. Im Innern der Verapaz blieb menschliche und tierische Tragkraft ebensolange der Träger des Landverkehrs, und Ochsenkarren haben erst im 19. Jahrhundert und nur stellenweise eine größere Bedeutung im Verkehr gewonnen. —

Äußerlich betrachtet erscheint einem das Verkehrsleben von Amatique günstiger zu sein. Denn etliche Wasserflächen und schiffbare Flüsse greifen tief in das Innere des Fest-

landes ein und auf dem Maultierweg von Las Bodegas (dem heutigen Yzabal) gingen regelmäßig Tragtierzüge mit ihren Handelsgütern aus und ein. Aber das ungesunde Klima, der stark gebirgige Charakter des Landes und der übermäßige Regenfall erschwerten jeden wirtschaftlichen Aufschwung, und noch schlimmer gestalteten die Verhältnisse in den Küstengebieten einst die von Cuba und Española ausgehenden Sklavenjagden der ersten Kolonialzeit und bald darauf auf lange hinaus die furchtbare Korsarenplage, von deren Wirkungen die Schilderungen des Fuentes in seiner *Recordacion Florida* oder Garcia Pelaez in seinen *Memorias* (Guatemala 1851, 3 Bde) eine lebhafte Vorstellung bieten.

Auch die Befestigung von Sto Tomas und des mehrfach wieder aufgebauten Forts von San Felipe am Eingang des Golfo Dulce vermochte diese Gefahr nicht zu bannen, während die Begleitung durch Kriegsschiffe wenigstens den spanischen Großschiffsverkehr einigermaßen sicherte. Allerdings sind die Küsten gegen Nordstürme oder auch stürmisch aufgeregten Passatwind nicht geschützt, so daß in solchen Fällen kleinere Schiffe in dem Windschutz vorlagernder Inselchen ankern und das Ende des Sturmes abwarten müssen, wie denn ich selbst einmal in einem offenen Segelkutter im Schutz der südlichsten Sapodilla Cay eine Nacht im Regen, aber auf ganz ruhigem Wasser zubrachte, während draußen der Sturm heulte. Diese letztere Inselgruppe spielte im 16. und 17. Jahrhundert sicherlich eine große Rolle, weshalb sie auch Fuentes auf seiner obenerwähnten Karte (als „Tres Hermanas“) eingezeichnet hat, obgleich der Raum der Karte es eigentlich nicht erlaubt hätte. Unrichtig ist denn auch (Fuentes II, 298) die Angabe, daß die „drei Schwestern“ eine Legua vom Eingang des Golfs von Amatique lägen, denn tatsächlich sind es, wie moderne Seekarten zeigen, 11 Leguas. (Vielleicht hatte ein Abschreiber auch nur versehentlich 1 statt 11 geschrieben, was dann beim Ausschreiben in Buchstaben übersehen wurde.)

Obgleich der Maultierweg von Las Bodegas am Golfo Dulce nach Guatemala schon im 16. Jahrhundert recht ordentlich funktionierte und er sich auch auf dem linken Motaguaufer außerhalb der Verapazreservation hielt, kam schon frühzeitig die merkwürdigerweise von den Dominikanern selbst empfohlene Idee auf, vom Golfo Dulce aus den Polochic bis zur Schifffahrtsgrenze hinaufzufahren und dann zu Land nach Guatemala zu reisen, was in der Tat den Landweg stark abgekürzt haben würde, was aber für den Weiterbestand der Blutsreinheit der Indianer der Verapaz wohl gefährlich geworden wäre, sofern nicht die ganze Begleitmannschaft aus reinen Indianern bestanden hätte. Jedenfalls aber gründete, wie die Relation S. 102 bemerkt, der Lizentiat Landecho 1561 etwa in der Gegend des jetzigen Estor die Villa Monguia, damit dort die Waren, die vom Puerto de Caballos kämen, ausgeladen würden und dann über den Polochic und den Landweg nach Guatemala gebracht würden. Deshalb ließ er durch Indianer einen Weg bauen, wofür er 10 Monate lang jede Woche 600–700 Indianer beschäftigte.

Viele von ihnen wurden krank und starben. Die übrigen aber erhielten nur einen Teil des ausbedungenen Lohnes, weshalb Landecho später in Anklagezustand versetzt wurde und bald darauf verschwand. (Remesal II, 434 f.). Sein Unternehmen aber geriet in Vergessenheit und 1574 berichtete bereits Juan Lopez de Velasco, daß die Villa Monguia, wo die von Jocoló geflohenen Indianer z. T. sich niedergelassen hatten, wieder aufgegeben war.

SCHLUSSWORT

Während im 16. und 17. Jahrhundert die Berichterstattung über die Ereignisse in der Verapaz verhältnismäßig gut war, ist sie, soweit ich es überblicken kann, im 18. Jahrhundert spärlich geworden, weshalb man die damaligen und späteren Tatsachen der Indianerverbreitung in diesem Gebiete nicht mehr an der Hand alter Quellen genauer erklären kann.

Aber da tritt nun die mündliche Überlieferung der Indianer selbst einigermaßen in die Bresche: sowohl die Cahaboneros wie die Lanquineros berichten, daß sie von Norden her in ihre jetzigen Wohnsitze von den Padres gebracht worden seien. Die Cahaboneros wissen noch, daß die Auswanderung wegen der Überfälle auf christliche Dörfer seitens heidnischer Stämme erfolgt sei und die Lanquineros können sogar noch den Ort ihres ehemaligen Dorfes im Norden (Pec San Agustin zwischen Semococh und Sebol) genau angeben. Ihre Einwanderung erfolgte nach alten Besitztiteln später als die der Cahaboneros. (Vgl. Mitt. Geogr. Ges. Hamburg XVII, S. 114 und Karte 3.)

Offenbar hat man die Übersiedelungen der Choles nach Belen im 18. Jahrhundert nicht mehr fortgesetzt, weil man sich im Lauf der Zeit doch überzeugte, daß sie ungünstig für die Umgesiedelten waren. Man hat später umfangreiche Umsiedelungen nach der Verapaz selbst in das Gebiet der Sanpedraner vorgenommen, und zwar wahrscheinlich auch nicht mehr streng nach dem System der Reducciones, denn man bemerkt keine Spuren ehemals wesentlich größerer Ausdehnung der Dörfer Cahabon und Lanquin, weshalb ich glaube, daß damals nur ein Teil der Umgesiedelten in den Dörfern selbst angesetzt wurde, während man die anderen in Streusiedelung zwischen den Einzelgehöften der Sanpedraner sich ansiedeln ließ. Trotzdem spricht die Tatsache, daß die Neugekommenen sich bis in die Gegenwart ihren alten Choltypus in der körperlichen Erscheinung und in ihrer ethnologischen Eigenart treu bewahrt haben (wie ich nach der Ähnlichkeit mit den Choles des nördlichen Chiapas behaupten kann), dafür, daß sie sich nicht häufig mit den Sanpedranern vermischt haben – wenschon ich unter meinen Dienern einen Fall einer Heirat zwischen einem Sanpedraner und einer Lanquinera hatte – und darum noch meist deutlich ihre Eigenart auf den ersten Blick erkennen lassen. Daß die Sanpedraner und die zugewanderten ehemaligen Choles, die aber nun schon längst nur mehr Kekchí reden, sich fremd gegenüberstehen, erkennt man nicht nur an ihrer stark verschiedenen Sprechweise und Gebräuchen, sondern auch daran, daß sie noch jetzt in einzelnen Dörfern getrennte Obrigkeiten haben, so in Cahabon und in Chiahal. Wie die Karte 6 der Mitteilungen der geographischen Gesellschaft zu Hamburg, Bd. XVII zeigt, besteht im ganzen Osten der Alta Verapaz ein Mischgebiet von Sanpedranern und ehemaligen Choles, wobei aber letztere in der Umgebung von Cahabon und Lanquin die Hinzugekommenen sind, dagegen aber im Polochictale und in der nordöstlichen Verapaz die Sanpedraner. Deutlich unterscheiden sich unter den Nachkommen der Choles wieder die Cahaboneros und die Lanquineros, die also von verschiedenen Cholstämmen herkommen.

Die Bewohner von Chisec und Umgebung heben sich wieder erkennbar ab von den Lanquineros und Cahaboneros und sind wohl als Nachkommen der alten Acaláes anzusehen, die sich freilich mit Choles und Kekchí z. T. gemischt haben dürften. Ein Teil der

Acaláes von Chisec ist im Stadtteil S. Juan Acalá in Coban angesiedelt worden (A. de Escobar, Province of Verapaz, in *Journal of the Geogr. Soc.* XI. 1841, S. 90 und 93).

Die Acaláes als reiner Stamm sind schon Ende des 17. Jahrhunderts ausgestorben gewesen. Maya redende Lacandonen gab es nach Rockstroh noch in den achziger Jahren des 19. Jahrhunderts in der Nähe des Chixoy unfern der Saline; vielleicht lebten um 1900 auch noch einige in der nördlichen Verapaz etwa 20 km östlich von Chisec.¹ Jetzt sind sie aber in der Verapaz sicherlich ganz ausgestorben. Im alten Cholgebiet der nördlichen Verapaz sind die Choles als solche schon lange verschwunden, aber Escobar berichtet a. a. O., daß an den Ufern des Rio de la Pasion (als welchen er aber den Chixoy angesehen zu haben scheint) und gegen die Berge von Zaclech hin noch viele Heiden (Lacandonen) um seine Zeit lebten (1841), desgleichen in den Bergen von Chamá (die Ende des 19. Jahrhunderts unbewohnt waren). Die Lacandonen sollen damals sehr wenig seßhaft gewesen sein und ihre Wohnplätze oft gewechselt haben. Sie trieben Handel in Baumwolle, Salz, Achiote und Kakao (Escobar 94).

Bekehrte Lacandonen aus den Gebirgen von Chamá siedelten die Dominikaner am Ende des 18. Jahrhunderts in dem Stadtteil San Marcos zu Coban an. Dagegen war der Stadtteil Santo Tomas Apostol daselbst schon im 16. Jahrhundert mit Lacandonen aus dem Norden von Coban besiedelt worden, der Stadtteil Santo Domingo mit Indianern von Chichen und Xucaneb (Xucamel ist offenbar ein Druckfehler!). San Pedro Carchá war aus Indianern der nächsten Umgebung gebildet worden.

Von den Choles von Belen lebte um 1841 kaum mehr ein Indianer. Dagegen glaubte Escobar, daß Choles damals im Norden der Verapaz noch versteckt hausten. Sicher ist daß im Amatique noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts Chol redende Locenes (sprich Loquenes nach Rockstroh) an den Ufern des Rio Sarstoon vorhanden waren, die inzwischen aber auch ausgestorben sind, da ich 1896 bei Durchwanderung dieser Gegend nichts mehr von ihnen gesehen oder gehört habe.

Wenn man versucht, die stattgehabten Völkerverschiebungen auf ihre Ursachen hin zu untersuchen, so erkennt man, daß sie recht verschiedener Art gewesen sind. Während in alter Zeit Völkerwanderungen meist auf kriegerische Vorstöße ganzer Stämme zurückgingen (Acaláes und später Lacandonen), haben später die Dominikaner, wie wir oben gesehen haben, nicht unerhebliche Bevölkerungsverschiebungen aus ihrer Reduktionspolitik heraus vorgenommen, auch eine vorgeschobene Kolonie der Pokonchí aus Chamá wieder in ihre ursprüngliche Heimat im Hochland der Verapaz zurückgeführt, während im 19. Jahrhundert die gewaltsame Unterdrückung eines Indianeraufstands (San Pedro 1864/65) zu einer ansehnlichen Auswanderung in höhere Gebiete des Hochlands (Tzalamilá) geführt hat.

Dagegen ist mir nicht bekannt geworden, warum um dieselbe Zeit ziemlich viele Cobaneros sich im Pokonchígebiet von Pansal und Purulhá niederließen. Unbekannt ist mir auch, warum und wann sich Sanpedraner in dem Pokonchígebiet jenseits des Chixoy niedergelassen haben.

Sehr alte Wanderungen werden zuweilen durch Ortsnamen oder nunmehr ortsfremde Bezeichnungen angedeutet. So spricht das der Pokonchísprache eigentümliche Ortspräfix

¹ Taf. 12 von Petermanns Mitteilungen 1895.

„Pan“ dafür, daß Panzós, in dessen Gebiet jetzt Sanpedraner und ehemalige Choles gemischt wohnen, einst von Pokonchí besiedelt war, die wohl um die Zeit des Vorstoßes der Choles im 2. Viertel des 16. Jahrhunderts gleichzeitig mit den Bewohnern von Chacujal westwärts zurückgedrängt worden sind.

Die Tatsache aber, daß die im Norden des Pocolhágebirges wohnenden Kekchí für viele Pflanzen und Tiere des Tieflands, die im Hochland unbekannt sind, Cholbezeichnungen verwenden, zeigt deutlich, daß diese Gegenden einst von Choles besiedelt gewesen waren.

Manchmal deuten auch archäologische Tatsachen auf ehemalige Bevölkerungsverschiebungen hin:

Da, nach E. P. Dieseldorff, die gemalten Gefäße von Chamá an die des Ixilgebietes erinnern und keine ähnlichen Töpfereien im Pokonchíland bekannt sind, so besteht die Wahrscheinlichkeit, daß in früherer Zeit einmal Ixiles eine Tieflandkolonie in Chamá besessen haben. Die Uspantecos haben wohl nie ins Tal des Xoy hinabgereicht.

Wenn wir oben von Völkerwanderungen gesprochen haben, so dürfen wir aber nicht vergessen, daß außerdem auch vielfach Einzelwanderungen bestimmter Familien stattfanden, die anderen Stämmen kleine Beimischungen fremden Blutes brachten. Das haben wir schon früher gelegentlich festgestellt, da Cobaneros inmitten der heidnischen Choles lebten, das hat aber auch E. P. Dieseldorff gezeigt, indem er auf die Einwanderung yukattekischer Herrscherfamilien ins Kekchígebiet aufmerksam macht, nämlich der Cucules und der Coc, welche letztere aber nicht mehr reinblütig sind und auch einen spanischen Namen angenommen haben (Delgado).¹ Der Besitztitel der Familie Ba aus dem 16. Jahrhundert erwähnt ebenfalls Zuwanderung von Familien aus der Gegend des Lacantun (als welchen man bei den Kekchí den Chixoy und Usumacinta versteht). Angesichts der noch gegenwärtig häufig vorkommenden Wanderbewegung einzelner Familien des Kekchístammes erscheinen auch diese Nachrichten durchaus glaubhaft.

Wenn in letzteren Fällen politische Ursachen zu Familienwanderungen geführt haben, so ist es bei der allmählichen Kolonisierung der durch Aussterben der Verapaz-Choles leer gewordenen Urwaldgebiete im Norden und Osten der Verapaz vielfach nur die Lust gewesen, wärmere Gegenden mit besserem Boden aufzusuchen, wie sie wandernde indianische Kaufleute ja da und dort auf ihren Märschen antrafen. Wie oft hat mir mein langjähriger Reisebegleiter Sebastian Botzoc, der in seiner frühen Jugend viele Handelsreisen ausgeführt hatte, an schönen Plätzen seine Absicht kund gegeben, dorthin einmal auszuwandern, und ähnlich dürften die Schilderungen anderer Handelsreisender die Auswanderungslust mancher Stammesgenossen angeregt haben, soweit nicht die Absicht, stärkerer Arbeitsnötigung oder dem Militärdienst oder dem Schulzwang der Kinder zu entgehen, die Triebfeder der Auswanderung war. Aber das Tiefland war den Hochlandleuten wenig günstig, wie ich denn im Jahrzehnt 1890/1900 von zahlreichen Familien gehört habe, die bald nach der Auswanderung dem Klima erlagen, während andere, so auch die Familie von Botzoc, nach wenigen Jahren geschwächt an Zahl und Gesundheit reumütig wieder in die rauhere, aber gesündere Heimat zurrückkehrten. Nur ein Bruchteil der Ausgewanderten (vielleicht ein Fünftel) vermochte dem Tieflandklima zu widerstehen und trug so zur Kolonisation des ehemaligen Cholgebietes bei.

¹ E. P. Dieseldorff, *Kunst und Religion der Mayavölker*. Berlin 1926, S. 2 ff.

Völliger Stillstand der Wanderbewegung ist auch jetzt noch nicht eingetreten und immer wieder wandert bald hier bald dort, besonders unter den Sanpedranern, eine Familie ins ehemalige Chol- oder Mopangebiet des Nordens oder nach Amatique, besonders in die Umgebung von Livingston. So ist im Lauf der Jahrzehnte im letzten halben Jahrhundert fast das ganze ehemalige Cholgebiet im Norden der Verapaz und Amatiques von Kekchí-indianern besiedelt worden. Und wenn auch diese Besiedelung bisher noch sehr dünn ist, und sich auf weitzerstreute Einzeldörfchen oder selbst Einzelgehöfte, wie in alter Zeit, beschränkt, so sind sie doch das Zeichen einer großen Lebenskraft des Kekchívolkes. Freilich muß man auch bemerken, daß bis in jüngste Zeit hinein die Kekchí streng auf Blutreinheit – wenigstens auf dem Lande – noch am Ende des letzten Jahrhunderts schauten und dadurch ihre Rasse hochhielten. Wenn damals ein einsamer Europäer auf einer Kaffeeplantage weiblichen Umgang haben wollte, so war es auf der Pflanzung selbst kaum je möglich, solchen zu bekommen und er mußte schon sich eine Köchin oder sonst ein Dienstmädchen aus der Stadt verschreiben, wo die Indianerinnen nicht mehr die puritanischen Anschauungen des Landvolks pflegten, um zu seinem Ziele zu kommen. Ob das noch so ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Aber jedenfalls hat die strenge Sitte der älteren Zeit viel zu der Leistungsfähigkeit des Kekchívolkes beigetragen. Daß es vor kurzem noch weithin ganz reinblütig war, und daß es jetzt imstande ist, ausgedehnte Landstriche zu bevölkern, verdankt es in letzter Linie dem Weitblick eines einzigen Mannes: des menschenfreundlichen Fray Bartolomé de Las Casas.



